



DER **PREDIGT**PREIS

biblisch · dialogisch · ökumenisch

Festschrift 2017

18. Preisverleihung

Buß- und Bettag
und 1. Advent

22.11.2017 und 03.12.2017

Schloßkirche der
Universität Bonn

Impressum

Karsten Matthis, Dipl. Theol., Projektleiter Predigtpreis 2017

Herausgeber: Richard Rentrop, Vorstand

VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG

Theodor-Heuss-Str. 2-4

53177 Bonn

www.vnrag.de

www.predigtpreis.de

Satz und Layout: TiPP 4, Rheinbach

Druck: SZ-Druck, Troisdorf

ISBN-Nr. 978-3-8125-2582-4

© VNR Verlag für die Deutsche Wirtschaft AG

Bonn-Bad Godesberg Oktober 2017



VNR VERLAG

für die Deutsche Wirtschaft AG



Vorwort	S. 4
---------	------

Preisträger Lebenswerk

Norbert Lammert	Rede zum Tag der Deutschen Einheit 2016	S. 5
-----------------	---	------

Preisträger „Beste Predigt 2017“

Thomas Muggli-Stokholm	Predigt über Matthäus 27, 3-10	S. 14
------------------------	--------------------------------	-------

Preisträgerin „Beste Traupredigt 2017“

Alexandra Pook	Predigt über 1. Korinther 12, 31b-13, 13	S. 22
----------------	--	-------

Ausgewählte Predigten 2017

Ulrike Klein	Predigt über 2. Könige 5, 1-9a	S. 27
Dirk Woltmann	Predigt über 2. Mose 3, 1-5	S. 32
Ekehard Pithan	Predigt über 1. Mose 18, 16- 33	S. 39
Josephine Teske	Predigt über 1. Mose 50, 15-21	S. 45
Hanna Kuchenbuch	Predigt über Jesaja 6	S. 51

Preisträgerinnen und Preisträger des Ökumenischen Predigtpreises 2000-2017

S. 58

Mitglieder der Jury	S. 60
---------------------	-------



Liebe Leserin, lieber Leser,

205 Predigten sind in diesem Jahr zum Bonner Ökumenischen Predigtpreis eingereicht worden, 165 für den Wettbewerb um die beste aktuelle Predigt und 40 für die Sonderkategorie „Traupredigt“. Wir danken allen, die sich an dieser 18. Auflage des Predigtpreiswettbewerbs beteiligt haben, ob zum ersten Mal oder als treue, unermüdliche Teilnehmer. Auch diesmal zeigt es sich, wie die eingereichten Predigten die Wandlungen der Stile im Predigen widerspiegeln.

In diesem Jahr trat neben dem zuletzt eindrucksvoll gepflegten Typus der poetisch-ästhetischen Predigt die klare politische Predigt wieder stärker in den Vordergrund. Die als beste aktuelle ausgewählte Predigt verbindet beide Stile, sie lässt durch eine poetische Darstellung des Judas und seines Schicksals die prinzipiellen und aktuellen Probleme menschlicher Existenz hindurchscheinen.

Die Vergabe des Predigtpreises 2018 in der Kategorie Lebenswerk an Professor Dr. Norbert Lammert, Bochum, bis zum Ende der abgelaufenen Legislatur-Periode Präsident des Deutschen Bundestages, zugleich auch vielgefragter Prediger (nicht nur) in seiner Bochumer Heimatgemeinde, unterstreicht die sachliche Nähe von politischer Rede und christlicher Predigt in einzigartiger Weise. Viele der politischen Reden Lammerts wirken wie Predigten, dadurch dass sie zugleich kritische Aufklärung über menschlich-allzumenschliche Motivationen mit der Ermutigung zu humanem Handeln verbinden und dabei nie den (mit den Hörern) sympathisierenden, selbstdistanzierenden Humor vermissen lassen.

Die Traupredigt von Alexandra Pook beeindruckt durch die enge Beziehung von Bibel und Biographie (der Brautleute); daraus resultiert ein reifer, so realistischer wie hoffnungsvoller Blick auf Chancen und Risiken der Ehe.

Wie in den vergangenen Jahren gibt diese Festschrift einen kleinen Eindruck von der Fülle homiletischer Zugänge zur Predigtaufgabe, im Internet finden sich alle eingereichten Predigten abgedruckt. Neu in der Festschrift ist in diesem Jahr ein Kommentar zu einer Predigt, der von einem Theologiestudenten (Linus Rinn) verfasst worden ist. Die Beteiligung junger Theologinnen und Theologen soll damit angeregt werden.

Wir haben uns im Übrigen mit der Auswahl der Jury-Mitglieder, die vier konfessionelle Richtungen repräsentieren, bemüht, eine höchstmögliche Objektivität zu erreichen.

Die Jury dankt allen, die den Ökumenischen Predigtpreis Bonn fördern, den Teilnehmern vor allem, aber auch dem Verlag für die Deutsche Wirtschaft für die Unterstützung als Anreger und Sponsor.

Reinhard Schmidt-Rost, Vorsitzender der Jury



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

Preisträger Lebenswerk 2017

Herr Bundesratspräsident, lieber gastgebender Ministerpräsident Tillich,
sehr geehrter Herr Bundespräsident,
Frau Bundeskanzlerin,
Herr Präsident des Bundesverfassungsgerichts
Exzellenzen, hohe Repräsentanten der Kirchen und der Religionsgemeinschaften,
liebe Kolleginnen und Kollegen aus dem Europäischen Parlament, dem Deutschen
Bundestag, den Landtagen, Herr Oberbürgermeister, meine Damen und Herren,
liebe Gäste!

Man muss es nicht mehr aufregend finden, dass wir – mehr als ein Vierteljahrhundert
nach Wiederherstellung der staatlichen Einheit Deutschlands – unseren Nationalfeier-
tag schon zum zweiten Mal hier in Dresden feiern. Aber freuen dürfen wir uns durchaus
darüber, dass selbstverständlich geworden ist, was über Jahrzehnte völlig ausgeschlos-
sen schien: Einheit in Freiheit.

Man darf sogar dagegen sein. Aber diejenigen, die heute am lautesten schreien und pfei-
fen und ihre erstaunliche Empörung kostenlos zu Markte tragen, haben offensichtlich das
geringste Erinnerungsvermögen daran, in welcher Verfassung diese Stadt und dieses
Land sich befunden haben, bevor die Deutsche Einheit verwirklicht werden konnte.

Mein besonderer Respekt gilt all den Menschen in Dresden, Sachsen und Thüringen,
Sachsen-Anhalt und Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern und Berlin, die wissen,
was sie selbst in diesen Jahren geleistet und nicht vergessen haben, welche Unterstüt-
zung sie dabei von anderen erhalten haben.

Die erste Dresdner Einheitsfeier 2000 hat eine große deutsche Zeitung unter der Über-
schrift „Bratwurst und Barock“ als Veranstaltung beschrieben, bei der „den Deutschen an
diesem zehnten Jahrestag der wiedererlangten Einheit das fröhliche Feiern nicht so recht
gelingen will“. Seitdem ist manches anders geworden – in diese wie in jene Richtung.
Rundum fröhlich ist Dresden auch in diesem Jahr nicht – und Deutschland auch nicht.

Das Jahr 2016 macht Zusammenhänge, aber auch Spannungen deutlich, mit denen
Europa und seine Nachbarn im 21. Jahrhundert zu tun haben:

In Großbritannien haben die Wähler in einer Volksabstimmung mit knapper Mehrheit
beschlossen, aus der Europäischen Union auszutreten. Die junge Generation, die von



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

dieser Entscheidung am längsten betroffen sein wird, hat daran am wenigsten teilgenommen und damit die Mehrheit gegen die eigenen Interessen erst ermöglicht.

In der Türkei haben Teile der Armee die demokratisch gewählte Regierung durch einen Putsch gewaltsam stürzen wollen, und sind am Widerstand der Bevölkerung gescheitert, die nun die bittere Erfahrung macht, dass die Verfassungsordnung nicht nur von Militärs herausgefordert wird.

In Syrien und den angrenzenden Regionen erleben die Menschen nun schon im fünften aufeinanderfolgenden Jahr die gnadenlose Anwendung brutaler militärischer Gewalt, die Hunderttausenden das Leben gekostet und Millionen aus ihren zerstörten Heimatorten vertrieben hat. In Aleppo ist an diesem Wochenende das letzte noch funktionstüchtige Krankenhaus bombardiert worden.

Auch an der östlichen Grenze Europas dauern die militärischen Auseinandersetzungen zwischen Russland und der Ukraine ebenso an wie die völkerrechtswidrige Annexion der Krim.

Allein diese Konflikte zeigen deutlich, dass die europäische Friedensordnung, wie sie in der Charta von Paris im Jahr 1990 von den europäischen Mitgliedsstaaten der KSZE, den USA, Kanada, der Sowjetunion und der Türkei feierlich bekräftigt wurde, weder selbstverständlich war, noch ein für allemal gesichert ist.

Die Unterzeichner bekundeten damals ausdrücklich die Anerkennung nationaler Selbstbestimmung, die Nichteinmischung in innere Angelegenheiten und die Unantastbarkeit der bestehenden Grenzen. Es war ein Glücksversprechen – und es richtete sich an einen historisch zerstrittenen Kontinent, der wie unser Land lange geteilt war und dem – wie Deutschland auch – Einheit und Demokratie nun dauerhaft beschieden sein sollten.

Der Triumph der Demokratie in ganz Europa war nicht „das Ende der Geschichte“, wie kluge Beobachter voreilig verkündeten. Die Geschichte war offen – und das ist sie auch heute. Wir Deutsche haben damals eine neue Chance bekommen und wir haben sie genutzt – mit kräftiger Unterstützung unserer Nachbarn und Freunde. Wir haben Brücken gebaut, im Innern und nach Außen. Sie alle haben das Land gestaltet im Bewusstsein unserer besonderen deutschen Geschichte.



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

Meine Damen und Herren,

vor 100 Jahren, im Dezember 1916, mitten im ersten Weltkrieg, erhielt das Eingangportal unseres Parlaments in Berlin als Widmung die markante Inschrift: „Dem deutschen Volke“, das Reichstagsgebäude selbst war damals bereits 22 Jahre alt.

Die Festlegung auf eine Inschrift war im Kaiserreich ebenso umstritten wie die Volksvertretung selbst. Dem Kaiser, dem das Parlament ebenso entbehrlich schien wie das dafür errichtete Reichstagsgebäude, wurden die Worte „Dem deutschen Reich“ vorgeschlagen, Wilhelm II. plädierte für den Schriftzug „Der deutschen Einigkeit“ – er misstraute dem Parlament als einem Ort widerstreitender Meinungen und Interessen und beschwor die nationale Geschlossenheit.

Alles nur Geschichte? Die vor einhundert Jahren beschlossene Widmung „Dem deutschen Volke“, die dem im Kriegsverlauf zunächst gewachsenen Selbstvertrauen der meisten damaligen Parlamentarier entsprach, konnte unmittelbar vor Weihnachten 1916 montiert werden. Es war das Jahr brutaler deutsch-französischer Schlachten um Verdun und an der Somme, an deren Ende es ohne wesentliche Verschiebung des Frontverlaufs und damit ohne Geländegewinne auf beiden Seiten mehr als hunderttausend Tote gab. Die Lettern der Widmung waren aus eingeschmolzenen französischen Kanonenkugeln gegossen – erbeutet in den Befreiungskriegen gegen Napoleon.

Die damit beauftragte Bronzegießerei Loewy gehörte einer jüdisch-deutschen Familie, deren Sohn sich vom Judentum abgewandt hatte. Er ließ sich taufen, und nachdem er sich 1918 hatte adoptieren lassen, glaubte er sich mit seinem neuen Namen Erich Gloeden sicher – zu sicher. Von den Nationalsozialisten wurde er verhaftet, weil er Verfolgten geholfen hatte – darunter auch einem General aus dem Widerstand des 20. Juli. Gloedens Frau, seine Schwiegermutter und er selbst wurden im November 1944 in Plötzensee durch das Fallbeil getötet.

Geschichte. Die Nationalgeschichte jedes Landes ist die Summe der vielen, persönlichen Geschichten von Menschen, die meist unbeobachtet bleiben oder schnell vergessen werden. Geschichten wie die Erich Gloedens zählen zu unserem historischen Erbe. Seine Geschichte zeigt beispielhaft, wie in unserem Land noch vor wenigen Generationen Menschen ausgeschlossen wurden aus der Nation, deren selbstverständliche Mitglieder sie waren, wie sie Rechte und Schutz verloren, ausgeliefert waren – in einer Zeit,



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

da die Weimarer Republik zerschlagen, der Reichstag ausgebrannt, das Parlament entmachtet und politische Gegner an Leib und Leben bedroht waren.

Diese Erfahrungen sind uns Verpflichtung und sie lassen uns gerade am Nationalfeiertag auch darüber nachdenken, wie und was sich in den vergangenen einhundert Jahren verändert, glücklich gewandelt hat, wer und was deutsch ist und wen Deutschland heute in seine Rechtsordnung einschließt – für wen die gewählten Abgeordneten des Deutschen Bundestages unter der Widmung „Dem deutschen Volke“ Gesetze debattieren und beschließen.

Angesichts vieler Veränderungen, der objektiven Schwierigkeiten und der bisweilen auch zu Unrecht aufgetürmten scheinbaren Probleme, die uns heute beschäftigen, steht außer Frage, dass „dem deutschen Volke“ selbst aufgegeben ist, nach einer zeitgemäßen Bestimmung dessen zu suchen, was Deutschland im 21. Jahrhundert sein will. Das wissen wir gegenwärtig offensichtlich nicht so genau. Darüber darf und muss gestritten werden. Wer aber in diesem Streit das Abendland gegen tatsächliche und vermeintliche Bedrohungen verteidigen will, muss seinerseits in dieser Auseinandersetzung den Mindestansprüchen der westlichen Zivilisation genügen: Respekt und Toleranz üben und die Freiheit der Meinung, der Rede, der Religion wahren und den Rechtsstaat achten.

Deutschland ist heute anders als vor einhundert Jahren – glücklicherweise – und anders auch als vor 26 Jahren. Deutschland verändert sich, weil sich nicht nur die Welt und unsere Nachbarschaft verändert, sondern auch das Volk in Deutschland. Die unterschiedlichen Lebensgeschichten erzählen, wer wir sind und woher wir kommen, was uns prägt und was wir von den hier geltenden Werten und Regeln erwarten, die im Übrigen dazu dienen, dass alle in Deutschland lebenden Menschen hier ihr Lebensglück suchen können und hoffentlich auch finden. Und wo immer gewohnte Verhaltensmuster von Zuwanderern mit hier geltenden Gesetzen kollidieren, gelten selbstverständlich die hiesigen Regeln. Für alle. Ausnahmslos.

Aus einem Brief zum scheinbar immer wiederkehrenden Thema Flucht und Vertreibung:

„Unser Boot ist hoffnungslos überladen. Der Korb schwebt schon über dem Meer, als ich den Arm des Mannes zurückreiße. Ich hebe meine Tochter heraus und wickele sie mir



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

vor die Brust. Sie ist erst zwei Tage alt. Ich habe sie noch in der Hafenstadt geboren, am nächsten Tag ging es auf diesen Kahn. Sie schreit kaum. (...) Ich selbst spüre nichts. Die Erleichterung kommt erst später, als wir in den Baracken der Notunterkunft sitzen. Wir sind davongekommen, mit unserem Leben. Angekommen sind wir noch lange nicht.“ Davongekommen. Angekommen. Das klingt in unseren Ohren wie das Schicksal eines Flüchtlings aus dem Nahen Osten. Es ist aber die Geschichte einer jungen Frau, die 1945 mit ihrer Familie aus Königsberg floh.

Auch in diesem Jahr sind wir immer wieder mit Ereignissen, Bildern und Berichten konfrontiert, die wir uns im 21. Jahrhundert nicht mehr vorstellen wollten.

„Eine Viertelstunde, nachdem wir abgelegt hatten, fiel der Motor unseres Bootes aus. Alle fingen an zu schreien. (...). Meine Schwester sprang ins Wasser und fing an, das Boot zu ziehen. Nach einer Weile sprang ich hinterher. In dem Moment konnte ich nicht denken, ich sah nur mein Leben an mir vorbeiziehen.“

Auch diese junge Frau ist über das Wasser geflüchtet. Yusra Mardini, geboren in Syrien, lebt seit etwas mehr als einem Jahr mit ihrer Familie in Deutschland. Im Sommer nahm die 18-Jährige an den Olympischen Spielen in Brasilien teil. Die Schwimmerin startete in der Mannschaft der Flüchtlinge. „Manchmal eröffnet einem das Leben Möglichkeiten, wenn man sie am wenigsten erwartet“, sagt sie.

Dieser Staat, dessen Einheit wir heute feiern, unsere Gesellschaft, kann und will Möglichkeiten eröffnen, ein Leben in Frieden und Freiheit zu führen: „Dem deutschen Volke“, Hiergeborenen und Zugewanderten, Jungen und Alten, Frauen und Männern, Christen, Muslimen und Juden, Armen und Reichen. Vielfalt ist keine Worthülse – längst wohnen hier in Sachsen gebürtige Schwaben, aber auch Tschechen und Polen, haben Brandenburgerinnen Bremer mit türkischen Wurzeln geheiratet, sind einst aus der DDR freigeverkaufte Berliner vom Rhein zurück an die Spree gezogen, Westfalen haben in Mecklenburg-Vorpommern ihr Glück gemacht, Niedersachsen in Thüringen – als Ministerpräsidenten zum Beispiel. Und ein Dresdner Schauspieler beeindruckt seit Jahren ein millionenstarkes Fernsehpublikum im „Münster-Tatort“.

Deutschland ist ein vitales Land, ein attraktiver Standort, eine vielfältige, bunte Gesellschaft, durch Persönlichkeiten geprägt, die Tradition wie Innovation überzeugend verkörpern:



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

Ein in Bangkok geborener Oberstleutnant leitet die Big Band der Bundeswehr, eine Chinesin wurde Vizepräsidentin einer bayerischen Universität, eine Syrerin ist in diesem Jahr Weinkönigin in Trier, ein türkischstämmiger Muslim war Schützenkönig einer katholischen Schützenbruderschaft in Werl/Westfalen, und eine Fernsehmoderatorin, deren Familie aus dem Irak stammt, verteidigt die Freiheit sowie die Rechte und Pflichten der Presse in Deutschland gegen demokratiegefährdende Anwürfe. Deutsche Fußball-, Olympia- und Paralympics-Mannschaften sind erfolgreich, auch deshalb, weil ihre Mitglieder mit ihren Mannschaftskameraden mit welcher Herkunft und Hautfarbe auch immer, gemeinsame Ziele verfolgen und zusammen kämpfen. Unter einer Flagge.

Wir sind heute in der glücklichen Lage, die Einheit, die wir heute feiern, gestalten zu können – anders als die Deutschen über Jahrhunderte ihrer Geschichte. Der Wunsch nach „Einigkeit und Recht und Freiheit“ war lange eine wirklichkeitsfremde Vorstellung, so zum ersten Mal formuliert 1841, vor 175 Jahren, geträumt auf einer Insel, im Wind auf der Klippe. Die Insel war Helgoland und gehörte damals nicht zu Deutschland, das es als Nationalstaat noch nicht gab, sondern zum Britischen Königreich.

Der Träumer war Hoffmann von Fallersleben, dessen Sehnsucht nach nationaler Einheit und Freiheitsrechten sein „Lied der Deutschen“ zum Ausdruck brachte. Im Jahr darauf wurde der Professor für deutsche Sprache aus dem Lehramt an der Universität Breslau entlassen – seiner politischen Gedichte wegen. Das damalige Recht war nicht auf seiner Seite. Die Einheit war damals noch weit entfernt, die Freiheit war jedenfalls sehr entwicklungsfähig.

In der Geschichte des „Deutschlandlieds“ spiegeln sich die Turbulenzen der deutschen Geschichte wie in der Inschrift des Reichstags. Nationalistisch-aggressiv intonierten Soldaten die erste Strophe eben dieses Liedes im Ersten Weltkrieg: „Deutschland, Deutschland über alles“. In diabolischer Einfalt übernahm die nationalsozialistische Führerriege diese erste Strophe sinnwidrig in ihren Propagandafeldzug gegen das eigene und später gegen die anderen Völker. Und es war nur folgerichtig, dass das gleiche Regime die zweite und dritte Strophe verbot. Da war von Recht und Freiheit längst nicht mehr die Rede – und die Einheit des Landes überstand der folgende Krieg auch nicht.

Heute genießen wir wie selbstverständlich Rechte, die Hoffmann von Fallersleben und seinen Zeitgenossen verwehrt waren. Wir leben in staatlicher Einheit, in Recht und Freiheit. Wir leben in Frieden mit unseren Nachbarn. Deutschland ist ein demokratischer



Rede von Bundestagspräsident a.D. Professor Dr. Norbert Lammert

Staat. Sicher nicht perfekt, aber gewiss in besserer Verfassung als jemals zuvor. Das Paradies auf Erden ist hier nicht. Aber viele Menschen, die es verzweifelt suchen, vermuten es nirgendwo häufiger als in Deutschland. Wenn das so ist, haben wir eine doppelte Legitimation, darauf zu bestehen, dass dieses Land in seinen Grundorientierungen so bleibt, wie es ist.

Nach einer Anfang dieses Jahres beim Weltwirtschaftsforum in Davos vorgestellten Umfrage unter 16.000 Menschen aus aller Welt, Meinungsführern in Wirtschaft, Wissenschaft und Verwaltung, gilt Deutschland mit Blick auf politische Stabilität, wirtschaftliche Prosperität, soziale Sicherheit, Bildung, Wissenschaft und Infrastruktur als „bestes Land“ auf dieser Erde.

Das ist vielleicht doch übertrieben. Aber offensichtlich ist: Vieles ist uns gelungen, manches offenbar besser als anderen; doch im Vergleich mit anderen Ländern zeichnen wir uns gerade nicht durch ausgeprägte Zufriedenheit aus. In einem virtuellen Glücksatlas des amerikanischen Gallup-Instituts, das die gefühlten Erfahrungen unter 138 befragten Nationen erfasst, ordnen die Deutschen sich auf Rang 46 ein – zwischen dem Senegal und Kenia. Nach einer neuen Umfrage haben wir uns weiter nach oben gearbeitet, direkt hinter Vietnam. Man muss das nicht für die sprichwörtliche deutsche Bescheidenheit halten.

Wir können und dürfen durchaus etwas mehr Selbstbewusstsein und Optimismus zeigen. Arthur Schopenhauer, in Danzig geboren, in Frankfurt/Main gestorben, der weder die erste deutsche Einheit 1871 erlebt hat noch die zweite 1990, aber in vielen deutschen und europäischen Städten gelebt und Erfahrungen gesammelt hat, darunter auch Dresden, hat eine Beobachtung formuliert, die auch heute noch aktuell scheint: „Ein eigentümlicher Fehler der Deutschen ist, dass sie, was vor ihren Füßen liegt, in den Wolken suchen“. In dieser gesamtdeutschen Begabung sind „Ossis und Wessis“ längst ein Herz und eine Seele.

Wir leben in Verhältnissen, um die uns fast die ganze Welt beneidet. Und wir stehen – auch deshalb – vor Herausforderungen, die wir bewältigen müssen und können, wenn wir es wollen.

Die Deutsche Einheit fordert uns alle, die Zufriedenen wie die Unzufriedenen, aber gerade am heutigen Tag dürfen wir uns außer der Wahrnehmung der Rückschläge,



Hemmnisse und Zukunftsängste durchaus auch Zufriedenheit erlauben, wenn nicht gar ein Glücksgefühl. Wir sind ein Volk und wir leben jetzt so zusammen, wie es ganze Generationen vor uns nur träumen konnten: In Einigkeit und Recht und Freiheit.

Das sind gleich drei gute Gründe zum Feiern. Mindestens drei. In diesem Sinne wünsche ich uns allen, hier in Dresden und überall im Lande einen friedlichen und fröhlichen Nationalfeiertag.

CURRICULUM VITAE

Professor Dr. Norbert Lammert

PRÄSIDENT DES DEUTSCHEN BUNDESTAGES a.D.

Geboren am 16. November 1948 in Bochum, katholisch, verheiratet, vier Kinder.

Akademische Ausbildung

1969 bis 1975 Studium der Politikwissenschaft, Soziologie, Neueren Geschichte und Sozialökonomie an den Universitäten Bochum und Oxford (England)

1972 Diplom

1975 Promotion zum Doktor der Sozialwissenschaften

Lehrbeauftragter für Politikwissenschaft zunächst an den Fachhochschulen Bochum und Hagen

seit 2005 an der Ruhr-Universität Bochum

Seit 2008 Honorarprofessor.

Zahlreiche Veröffentlichungen im Bereich der Parteienforschung und zu gesellschafts-, wirtschafts- und kulturpolitischen Themen.

Freiberufliche Tätigkeit als Dozent und Publizist.



Arbeitsschwerpunkte

seit 1966 Mitglied der CDU

seit 1986 Mitglied des Landesvorstandes der CDU Nordrhein-Westfalen

1986 bis 2008 Vorsitzender des CDU-Bezirksverbandes Ruhr

seit 2008 Ehrenvorsitzender

1975 bis 1980 Mitglied im Rat der Stadt Bochum von.

1980 bis 2017 Mitglied des Deutschen Bundestages

1980 bis 1989 Mitglied des Wirtschaftsausschusses

1983 bis 1989 stellvertretender Vorsitzender des Ausschusses für Wahlprüfung, Immunität und Geschäftsordnung und Vorsitzender der Deutsch-Brasilianischen Parlamentariergruppe

1989 bis 1998 Parlamentarischer Staatssekretär, zunächst im Bundesministerium für Bildung und Wissenschaft (1989-1994), dann im Bundeswirtschaftsministerium (1994-1997) und im Bundesministerium für Verkehr (1997/1998)

1995 bis 1998 zudem Koordinator für die deutsche Luft- und Raumfahrt

1998 bis 2002 kultur- und medienpolitischer Sprecher der CDU/CSU-Bundestagsfraktion.

Seit 1999 Vorsitzender des Gesprächskreises Kultur der CDU Deutschland.

1996 bis 2006 Vorsitzender der Landesgruppe der CDU-Bundestagsabgeordneten aus Nordrhein-Westfalen.

Bundestagsvizepräsident 2002-2005

Bundestagspräsident 2005-2017.



Preisträger „Beste Predigt 2017“

Predigt über Matthäus 27,3-10

Pfarrer Thomas Muggli-Stokholm
14.04.2017 Kirche Bubikon (Schweiz)

Karfreitagsgottesdienst

Als nun Judas sah, der ihn ausgeliefert hatte, sah,
dass er verurteilt war, reute es ihn,
und er brachte die dreissig Silberstücke
den Hohen Priestern und den Ältesten zurück
und sagte:

Ich habe gesündigt,
unschuldiges Blut habe ich ausgeliefert.

Sie aber sagten:

Was geht das uns an?

Sieh du zu!

Da warf er die Silberstücke in den Tempel,
machte sich davon,
ging und erhängte sich.

Die Hohen Priester aber nahmen die Silberstücke und sagten:

Es ist nicht erlaubt, sie zum Tempelschatz zu legen,
weil es Blutgeld ist.

Sie beschlossen, davon den Töpferacker zu kaufen
als Begräbnisstätte für die Fremden.

Darum heisst jener Acker bis heute Blutacker.

Da ging in Erfüllung,

was durch den Propheten Jeremia gesagt ist:

Und sie nahmen die dreissig Silberstücke,
den Preis des Geschätzten, den sie geschätzt hatten,
von den Söhnen Israels,

und sie gaben sie für den Töpferacker,
wie der Herr mir befohlen hatte.

Predigt: Brief an Judas

Judas – wie soll ich dich überhaupt anreden in meinem Brief?

Du Verräter!

Du Feind Gottes!

Du Satan in Person!



Predigt über Matthäus 27,3-10

So jedenfalls stellen die Evangelien Dich dar,
und das offenbar mit gutem Grund:
Schliesslich hast Du Jesus, den Sohn Gottes,
an seine Mörder ausgeliefert.
Und dabei gehörtest Du doch zum Kreis der zwölf engsten Vertrauten.
Täglich warst Du mit Jesus zusammen,
teiltest alles mit ihm, assest aus derselben Schüssel.
Und Jesus schenkte Dir sein Vertrauen in ganz besonderem Mass:
Du warst der Verwalter der Kasse und schautest umsichtig,
dass das Geld richtig eingesetzt wurde.
Was trieb Dich zu Deiner schrecklichen Untat?
Welcher Ungeist beherrschte Dich,
als Du Dich in den Dienst der Hohen Priester stelltest?

2

In den Evangelien klingen verschiedene Gründe an:
Zuerst einmal scheint Dich die nackte Geldgier getrieben zu haben.
Dreissig Silberlinge – in heutiger Währung rund 10'000 Franken -
für einen einzigen verräterischen Kuss.
Das ist ein gutes Geschäft,
besonders dann,
wenn es in der Beziehung zum Herrn ohnehin kriselt:
Es kam zu Meinungsverschiedenheiten zwischen dir und Jesus.
Dass er allzu sorglos mit den Finanzen umging und sich von einer Sünderin mit Öl im
Wert eines mittleren Vermögens salben liess -
damit liesse sich ja noch knapp leben.
Sein Verhalten nach dem Einzug in Jerusalem
war für Dich dann aber unerträglich:
Am Palmsonntag jubelten die Massen Jesus zu.
Jetzt wäre für ihn die Gelegenheit da gewesen,
sich als Messias zu offenbaren und seine Königsherrschaft anzutreten.
Aber Jesus tat nichts dergleichen.
Im Gegenteil:
Er richtete im Tempel mit seiner Räumungsaktion ein Chaos an
und schuf sich mit seinen provokativen Reden und Gleichnissen nur Feinde bei den
Pharisäern, Schriftgelehrten und Hohepriestern,



Predigt über Matthäus 27,3-10

die ihm ursprünglich wenigstens teilweise wohlgesinnt gewesen waren.

Das konntest Du, Judas, nicht mehr aushalten.

Du hast Deinen Beinamen „Iskariot“ schliesslich nicht umsonst.

Iskariot heisst auf Deutsch „Sichelmann“, Schwerträger.

Bevor du zu Jesus stiesst, warst Du ein Zelot,

ein Kämpfer gegen die verhassten Römer.

Du dachtest, in Jesus auf den Mann gestossen zu sein, der den Kampf erfolgreich

beendet – und warst dann bitter enttäuscht,

als nichts dergleichen geschah.

Und vielleicht wandtest du dich ja sogar an die Hohen Priester in der Hoffnung, dass

Jesus, wenn er seinen Feinden gegenübersteht,

gar nicht anders kann, als sich endlich als Messias zu zeigen.

Dein Verrat wäre dann gewissermassen das Mittel gewesen, um die Heilsgeschichte voranzutreiben.

Und der Zweck heiligt schliesslich die Mittel, oder?

Geldgier, Enttäuschung, Übereifer.

Mir begegnet in all dem keine einzigartige, dämonische Bosheit -

ich erkenne nur menschliche Schwächen,

die ich bei mir selbst allzu gut kenne.

Und ich bin nicht der einzige.

Als Jesus seinen Jüngern bei der Feier des letzten Abendmahls eröffnet:

Einer von euch wird mich ausliefern.

Da werden alle sehr traurig und fragen einer nach dem andern Jesus:

Bin etwa ich es, Herr?

Ja, Judas, das, was dich zum Unerhörten trieb, steckt in uns allen.

Darum weiss ich jetzt, wie ich dich am besten anrede:

Bruder Judas.

3

Lieber Bruder Judas.

Dein Ruf ist heute nicht mehr so schlecht wie auch schon.

Zweitausend Jahre nach deiner todtraurigen Geschichte

will man allenthalben entlasten.

Theologinnen und Theologen hinterfragen deine Verurteilung kritisch und werfen

den Evangelisten vor, sie hätten dich zum Sündenbock gemacht.

Tatsächlich: Paulus weiss in seinen Briefen, die er einige Jahrzehnte vor den Evangelien



Predigt über Matthäus 27,3-10

geschrieben hat, noch nichts von deinem Verrat.
Für ihn ist einzig wichtig,
dass Jesus, wie schon der Prophet Jesaja angekündigte,
dem Tod ausgeliefert wurde.
Geschichtliche Details interessieren ihn nicht.
Erst als die Evangelisten die Geschichte von Jesus aufschreiben,
stellt sich die Frage,
wer konkret für seine Auslieferung verantwortlich ist.
Und da kommt man eben auf dich, Judas:
Als einziger Nicht-Galiläer eignest du dich am besten als Bösewicht.
Dabei betont doch Jesus wieder und wieder,
dass die Katastrophe des Karfreitags geschehen muss.
Und beim leeren Grab Jesu erklären die Engel den Frauen:
Der Menschensohn muss in die Hände von sündigen Menschen ausgeliefert und
gekreuzigt werden und am dritten Tag auferstehen.
(Lk 24,7)

Selbst wenn alles stimmt, was die Evangelisten über dich erzählen,
bist du damit doch weitgehend entlastet. Ja, mehr noch:
Ohne dich würden wir nicht Ostern feiern.
So schreibt Reinhard Kramm in der neusten Ausgabe von „reformiert“:
„Kein Kreuzestod ohne den Verrat von Judas,
keine Auferstehung, kein Christentum ohne Judas.“
Er ist ein Mensch, „der sich opfert, damit Gottes Plan in Erfüllung geht.
Er gibt sein Leben für ein höheres Ideal.
Er übergibt Jesus an die Tempelbehörden, denn nur so kann sich
Gott im gekreuzigten Jesus als Gott der Schwachen offenbaren.
Der Verräter ist also wohlmöglich ein Idealist.
Ein Mensch, der an Werte glaubt.“¹
Lieber Bruder Judas.

Ich kann mir denken, dass solche Worte wie Balsam sind für deine wundete Seele. Mir
aber geht diese Entlastung zu weit, nicht weil ich etwas gegen dich persönlich habe.
Mir geht es um den Ernst dessen, was an Karfreitag geschieht und um die Mitverant-
wortung, die jeder einzelne Mensch an dieser Katastrophe trägt.
Die Evangelisten halten bewusst diese Spannung durch, dass auf der einen Seite alles
bis zum kleinsten Detail geschehen muss, von der Verhaftung über die Verurteilung
bis zur Kreuzigung Jesu.



Predigt über Matthäus 27,3-10

1 Reinhard Kramm in: reformiert, EVANGELISCH-REFORMIERTE ZEITUNG FÜR
DIE DEUTSCHE UND RÄTOROMANISCHE SCHWEIZ, NR. 4.1 | APRIL 2017
www.reformiert.info

4

Andererseits entlässt dies keinen einzigen der Beteiligten aus der Verantwortung,
weder die Hohen Priester noch die Schriftgelehrten, weder das fanatisierte Volk, das
besinnungslos die Kreuzigung fordert, noch die Soldaten, die ihre Pflicht mit sadisti-
schem Genuss erfüllen,

weder den einen Verbrecher am Kreuz, der Gott noch im Sterben lästert,
noch dich, Judas, der seinen Herrn ausliefert.

Alle sind mitverantwortlich, mitschuldig an dem,
was an Karfreitag geschieht – obwohl alles geschehen muss.

So gibt es keine einfache Entschuldigung für Dein Verhalten,
keinen Zweck, der die Mittel heiligt.

So schön es anders wäre, aber wir Menschen, Du, Bruder Judas,
ich und alle, die hier in der Kirche sitzen,
müssen geradestehen für unser Handeln und Tun
mit allen seinen Konsequenzen.

Bist du also doch ein böser Mensch, ja mehr noch:
Der Teufel in Menschengestalt?

Jesus sagt ja über dich:

Es wäre besser, er wäre nicht geboren, dieser Mensch! (Mt 26,24)

Was würde Jesus dann über mich sagen?

Wie erwähnt:

Ich kenne Deine Schwächen bestens an mir:

Habsucht, Mühe, mit Enttäuschungen umzugehen, Ungeduld, unüberlegtes Handeln,
Treulosigkeit ...

Wie oft habe ich schon Dinge gesagt und getan, die ich später bitter bereute. Wie
dankbar muss ich Gott sein, dass er mich bis jetzt vor allzu drastischen Folgen meiner
Fehltritte und Irrtümer bewahrte.

Bis jetzt kam ich immer ungeschoren davon -

im Gegensatz zu Dir, der vor der totalen Katastrophe steht:

Jesus, Dein Herr und Meister, zum Tod verurteilt.

Und du bist massgeblich schuld daran.

Furchtbar!



Predigt über Matthäus 27,3-10

Dennoch:

Es gibt Menschen, die ihren Kopf sogar in solchen Situationen aus der Schlinge ziehen können:

Stalin, Mao und andere Diktatoren, die den Tod Millionen Unschuldiger auf dem Gewissen haben, sterben alt und lebenssatt und lassen sich als Helden bestatten.

Lüge, Verrat und Missachtung von Menschenrechten gilt auch in der Schweizer Politik als legitimes Mittel zum Zweck,

wenn damit der eigene Reichtum und Einfluss gefördert wird.

Ausgerechnet Du, Judas, wählst nun aber nicht den Weg solcher Ausflüchte.

Du stellst Dich Deiner furchtbaren Schuld.

Du gehst zu deinen Geldgebern und bekennt dein Fehlverhalten:

Ich habe gesündigt, unschuldiges Blut habe ich ausgeliefert.

5

Und du willst dein schmutziges Geld wieder loswerden.

In all deiner Tragik zeigst du hier mehr Grösse als die anderen Jünger, die sich längst verzogen haben.

Doch leider gerätst du bei den Hohen Priestern an die Falschen.

Sie, die höchsten Geistlichen und Oberseelsorger distanzieren sich von dir und schicken dich weg. So zerbrichst du schliesslich an deiner Schuld und hängst dich auf.

Lieber Bruder Judas.

Am Ende erträgst du deine Wahrheit nicht

und siehst nur noch den Tod als letzten Ausweg.

Im entscheidenden Moment fehlt dir der,

welcher dir die Tür der Vergebung öffnet,

Jesus, den du ausgeliefert hast.

Der andere Verbrecher am Kreuz hat mehr Glück als du:

Er kann seine Schuld Jesus bekennen und in Frieden sterben.

Dir wird keine solche Gnade gewährt.

Und nun?

Leidest du ewige Qualen in der Hölle,

wo Heulen und Zähneklappern ist?

Wo lande dann ich, mit meinen eigenen Lügen und Ausflüchten,

meiner Gier nach Besitz und Ansehen, meiner Ungeduld und meinem Unglauben?

Lieber Bruder Judas.

Dein Beispiel zeigt mir:



Predigt über Matthäus 27,3-10

So sehr ich mich darauf verlassen kann,
dass Gott diese Welt in seinen Händen hält
und zuletzt allein sein Wille geschieht.
Mein Handeln bleibt entscheidend.
Und ich trage Verantwortung für die Folgen meines Tuns.
Der Karfreitag ist kein Unglück, das über die Welt bricht,
sondern das Werk aller, die mitspielen.
Und der Karfreitag wiederholt sich bis heute,
wenn wir Menschen Gott und einander verraten und ausliefern.
Diese Wahrheit scheint im alten Lied „O Haupt voll Blut und Wunden“ auf,
das wir vorhin gesungen haben:
Was du, Herr hast erduldet, ist alles meine Last.
Ich, ich hab es verschuldet, was du getragen hast.
Erst diese Einsicht in unsere Mitverantwortung und Mitschuld öffnet den Blick für das
Neue, das Gott auf den Trümmern des Karfreitags schafft:
Österliches Leben, Reich Gottes,
Frieden aus seiner Liebe und Vergebung.

6

„Noch heute wirst du mit mir im Paradies sein,“
verheisst Jesus dem Verbrecher, der am Kreuz Reue zeigt.
Auch du, lieber Bruder Judas, hast Reue gezeigt,
leider am falschen Ort und zum falschen Zeitpunkt -
so dass Du auf dieser Welt keine Vergebung mehr erfahren konntest.
Ich vertraue aber darauf:
Für Gott ist keine Schuld zu gross, weder deine noch meine.
Und Gott verstösst keinen Menschen, der Reue zeigt und ihn sucht.
Und so grüsse ich Dich, lieber Judas, in Verbundenheit
und schliesse meinen Brief mit einem Vers aus Psalm 34 -
in der Hoffnung, dass dieser sich für dich erfüllt:
Gott ist nahe denen, die zerbrochenen Herzens
und hilft denen, die zerschlagenen Geistes sind. (Ps 34,18)
Amen.



Vita Pfarrer Thomas Muggli-Stokholm

Geboren 1962, studierte Thomas Muggli-Stokholm von 1981-1987 reformierte Theologie in Zürich. Teilweise parallel dazu besuchte er das Konservatorium, welches er 1989 mit dem Lehrdiplom in Querflöte abschloss. Nach dem Vikariat in Rafz ZH und der Heirat mit Inger Stokholm trat er 1990 zusammen mit seiner Ehefrau die erste Pfarrstelle im schaffhausischen Buchberg-Rüdlingen an. Hier kamen die drei Töchter Michal, Solveig und Flurina zur Welt. Sechs Jahre später wechselte das Ehepaar nach Bubikon im Zürcher Oberland, wo der Sohn Silas geboren wurde. 2003 übernahm Thomas Muggli-Stokholm die Pfarrstelle in Bubikon zu 100%. Im selben Jahr schloss er die Ausbildung als Supervisor und Coach ab. Seither übernimmt er nebenamtlich Mandate bei Einzelpersonen und Gruppen. Von 2011-2014 besuchte er den vom Lassalle-Haus Bad Schönburn und der Universität Fribourg angebotenen Masterlehrgang «Christliche Spiritualität, Quellen, Geschichte und heutige Praxis», den er mit einer Arbeit über Kierkegaards Werk «Die Krankheit zum Tode» abschloss. Die ignatianische Spiritualität bleibt nebst seiner Familie, der Freude an Theologie, Literatur, Bergsteigen und Musik, sowie der Liebe zur Natur, prägend für Thomas Muggli-Stokholm.



Preisträgerin beste Traupredigt 2017

Traupredigt über 1. Korinther 12,31b-13,13

Pfarrvikarin Alexandra Pook (alt-katholisch)
01.10.2016 Kath. Kirche in Meisenheim am Glan

Traung

Die Brautleute sind beide Berufsmusiker/innen und suchten sich für die Feier den Song „God is God“ von Steve Earle aus, der den zweiten textlichen Bezugspunkt der Predigt ausmacht. Diese selbstverfasste Übersetzung ins Deutsche wurde neben dem Lied selbst im Gottesdienst vorgetragen:

Gott ist Gott

*Ich glaube an die Vorsehung.
Manche Menschen sehen Dinge, die nicht jeder sehen kann.
Und manchmal verraten sie dir und mir ein Geheimnis.*

*Und ich glaube an Wunder.
Etwas Heiliges brennt in jeder Pflanze und jedem Baum.
Wir können alle lernen, die Lieder der Engel zu singen.*

Ja, ich glaube an Gott und Gott ist nicht ich.

*Ich bin durch die ganze Welt gereist,
stand auf hohen Bergen und habe in die Wildnis geschaut.
Niemals habe ich eine nicht übertretbare Linie im Sand
oder einen Diamanten im Staub gesehen.
Und während unser Schicksal sich entfaltet
bin ich an jedem Tag, der vorbei geht, etwas weniger selbstsicher.
Sogar mein Geld erinnert mich daran, dass ich Gott vertrauen muss.*

Ja, ich glaube an Gott und Gott ist nicht wir.

*Mein begrenzter Verstand sagt mir, dass es Gott egal ist mit welchem Namen ich ihn rufe.
Ob ich glaube oder nicht, spielt überhaupt keine Rolle.
Ich empfangen Segen
und jeder Tag auf der Erde birgt eine neue Chance, es richtig zu machen.*



Traupredigt über 1. Korinther 12,31b-13,13

Lass mein kleines Licht scheinen und kämpfen gegen die Nacht.

Es ist nur eine neue Lektion, die ich lernen kann.

*Vielleicht beobachtet mich jemand und fragt sich,
welche Gaben ich habe.*

Vielleicht ist das der Grund, warum ich hier auf Erden bin, aber vielleicht auch nicht.

Aber ich glaube an Gott, und Gott ist Gott.

Liebe C., lieber J., liebe Angehörige, Freundinnen und Freunde, liebe Schwestern und Brüder!

1. Heiraten heißt, jemanden zu sagen: „Ich bleibe bei Dir.“ Das ist, glaube ich, das Schönste, was man jemandem sagen kann. „Auch wenn Du alt und runzelig wirst, oder mal einen schlechten Tag hast (oder gleich mehrere davon hintereinander) und ich Dich deswegen gerade saublöd finde... Ich möchte und ich werde bei Dir bleiben!“ Ihr seid ja beide Musiker. Vielleicht habt Ihr das im Laufe Eures Lebens ja bei Euren Musikinstrumenten auch schon mal gedacht: diese blöde Geige nervt, die schmeiße ich jetzt aus dem Fenster! (Mit Klavieren und Orgeln ist das ja etwas schwieriger...) Aber Ihr habt es dann natürlich nicht getan, nicht nur weil natürlich Ihr Euer Instrument liebt (und wisst, was es gekostet hat), sondern auch, weil Ihr eine Ahnung davon hattet, wie schön die Musik sein könnte, die ihr damit machen wollt. Wie erfüllend es sein könnte, sie zu spielen... Und so habt Ihr immer wieder den mühevollen Weg des Übens mit Geduld und Ausdauer weiter beschritten. Und erzählt heute wahrscheinlich Euren Schülerinnen und Schülern, wie wichtig das ist mit dem Üben, oder dass es noch etwas mehr Geduld und Konzentration braucht, damit die Ton-Aufnahme wirklich schön wird... Ich erzähle das alles (mit dem Aus-dem-Fenster-Schmeißen) natürlich nicht, weil ich den Eindruck hätte, dass Eure Beziehung so unharmonisch ist... (Ganz im Gegenteil!) Aber ich habe das Gefühl, dass die Musik und die Liebe sehr viel miteinander gemeinsam haben.

2. Musik und Musizieren habe ich immer erlebt als total von etwas erfüllt Werden. Und als etwas, was größer ist als ich selbst, etwas, womit ich mich selbst überschreite. Oder auch als etwas, bei dem ich nicht zu viel wollen darf, wo ich hinter der Musik zurücktreten muss, meine Ideen von einem Stück loslassen muss, damit es gut wird. Und dennoch, wenn wir Musik machen, haben wir eine Ahnung davon, ein Gefühl dafür, wie etwas richtig ist, wie es stimmt – und auch: wie es nicht stimmt, nicht gut ist. –



Traupredigt über 1. Korinther 12,31b-13,13

Und das können wir, weil die Musik in uns angelegt ist. Weil wir eine Ahnung in uns tragen von ihrer Vollendung – auch wenn wir diese Vollendung leider selten wirklich erreichen. – In all dem ist Musik genau wie die Liebe! (Und vielleicht sind Musikerinnen und Musiker deswegen, weil sie mit diesen Dingen Erfahrung haben, hervorragende Liebende und Liebhaber/innen...? Wer weiß...)

3. Paulus schreibt in seinem Brief, aus dem wir ein Stück gehört haben: *„Jetzt schauen wir in einen Spiegel und sehen nur rätselhafte Umrisse, dann aber schauen wir von Angesicht zu Angesicht. Jetzt erkenne ich unvollkommen, dann aber werde ich durch und durch erkennen.“* Diese Worte sprechen von unserer menschlichen Begrenztheit – aber auch davon, dass es andererseits auch so etwas gibt wie Vollendung, einen vollendeten Zustand: von Erkenntnis, von Liebe, wohl auch von Musik! Wir erleben umrisshaft schon jetzt ein wenig davon und wir erahnen einen vollendeten Zustand. Und im Laufe unseres Lebens dürfen wir vielleicht immer mehr davon erfahren: eine reifende, immer mehr der Vollendung sich annähernde Musik – eine reifende, immer mehr der Vollendung sich nähernde Liebe. Aber erst nach diesem Leben, bei Gott, den vollendeten Zustand davon.

4. In Eurer Einladung zur Hochzeit war von einer „Zeit der Fülle und Reife“ die Rede, in der Ihr Euch angekommen fühlt und in der Ihr jetzt mit uns allen dieses Fest feiern wollt. Aus Eurer Liebe zu zweit, in der Ihr (so habt Ihr es mir erzählt) Euch gegenseitig als Boden entdeckt habt, auf dem Ihr stehen könnt, ist eine Liebe als Familie geworden, in der Ihr Euch gegenseitig in Eurem Kind wiederentdeckt. Und Ihr habt erzählt, dass Ihr jetzt, an dieser Stelle Eures Lebensweges, auch ganz leicht ja sagen könnt zu der Verantwortung: für den anderen und für Eure Tochter. Und in Eurer Tochter hat sich Eure Liebe schon weiter vollendet, weist sie über Euch hinaus! Ihr habt einander „erkannt“ und im Laufe Eures Lebens werdet Ihr vermutlich immer mehr von dem erkennen, wer Ihr seid und füreinander seid. Und Ihr werdet Euch hoffentlich immer mehr in dem, wer Ihr selbst seid, vom anderen wahrgenommen und erkannt fühlen. Und dann können bei Euch die Dinge gedeihen, von denen Paulus spricht: Liebe als Langmut (oder „Geduld“) und als Güte, die nicht ihren Vorteil sucht. Die sich nicht – oder immer weniger – zum Zorn reizen lässt. Die nichts nachträgt, sondern den anderen ihr Verhalten an schlechten Tagen immer wieder vergeben kann. Eine Liebe, die belastbar ist und allem stand hält, was das Leben so bringen mag. Und eine Erfahrung von Liebe, aus der Euch in allen Lebenslagen die Kraft der Hoffnung zufließt.



5. „Manche Menschen sehen Dinge die nicht jeder sehen kann. Und manchmal verraten sie dir und mir ein Geheimnis.“ So heißt es in dem Songtext von Steve Earle, den Ihr Euch für Eure Hochzeit ausgesucht habt. Als Musiker und als Liebende seht auch Ihr Dinge, die nicht jeder sieht. Ihr seht „Wunder“, dass „etwas Heiliges brennt in jeder Pflanze und jedem Baum.“ Und mit Steve Earle ahnt Ihr, dass „wir alle lernen können, die Lieder der Engel zu singen.“ Das sind Wunder, die wir nicht sehen können, nicht anfassen und die wir schon gar nicht machen können. Aber wir können sie wahrnehmen und erkennen, in unserem Inneren: dass wirklich etwas Heiliges brennt in den Dingen. So wie Mose in der Wüste, der eines Tages beim Schafe- und Ziegen-Hüten auf einen brennenden Dornbusch trifft. – Sicher habt Ihr diese Geschichte schon einmal gehört. – Ein brennender Busch ist in der Wüste etwas ziemlich Gewöhnliches. Aber dennoch erkennt Mose, dass hier etwas ganz Außergewöhnliches passiert: dass der Busch brennt und doch nicht verbrennt. Dass Gott an dieser Stätte gegenwärtig und erfahrbar ist! Und für Mose ist dieses innere Erkennen so klar, so stark, dass er total auf diese Erfahrung vertrauen und sein ganzes Leben danach daran ausrichten kann. Ja mehr noch: mit dem Rückenwind dieser Erfahrung hat er die Kraft und die Fähigkeit, seinem ganzen Volk das Vertrauen in Gott zu vermitteln, so dass schließlich alle bereit sind, mit ihm aufzubrechen ins Unge- wisse. Und genau so kann es auch uns mit unseren Erfahrungen von innerem Erkennen gehen: auch wenn es da materiell gar nichts zu sehen oder anzufassen gibt, kann das Erkennen dennoch stark genug sein, uns die Sicherheit zu geben, dass wir ganz und gar darauf setzen können. Die Sicherheit, ganz und gar trauen können, uns ganz und gar überlassen können: der Musik – der Liebe – dem Leben selbst...

6. Der Song von Steve Earle heißt „God is God“ – Gott ist Gott. Ihr habt Euch dieses Lied für Eure Trauung ausgesucht, weil Gott Euch beschäftigt. Weil Ihr Euch fragt, wer oder was Gott ist und für Euch bedeutet. Ihr wolltet auch nicht nur auf dem Standesamt heiraten, sondern Eurer Leben miteinander, Eure Liebe und Eure Ehe, und auch Eure Tochter, unter den Segen Gottes stellen. Eine Antwort auf die Frage, wer Gott ist, lautet: Gott ist das, was Ihr in Eurem Inneren erahnt, vielleicht sogar erkennt. Das, was Euch in all den Wundern der Welt begegnet: nicht zuletzt im Wunder Eurer Liebe zueinander und im Wunder des Kindes, das daraus entstanden ist. – Und zugleich ist Gott das, was unendlich darüber hinausweist. Und wie die Musik und wie die Liebe ist Gott, ist Gottes Segen nicht verfügbar, nicht machbar, und auch nicht sichtbar oder greifbar. Aber als Musiker seid ihr Menschen, die erkennen können, „dass etwas Heiliges brennt in den Dingen“ und Beziehungen, und die in sich fühlen, dass es so etwas wie Vollendung gibt. Und darum ist Euch beiden auch die Fähigkeit gegeben, auf Gott und seinen unsicht-



baren und unverfügbaren Segen zu bauen und ihm zu vertrauen. Ja, Euch ist die Fähigkeit gegeben, Euch diesem Segen – wie der Musik – ganz und gar zu überlassen. Und das wünsche ich Euch für Eure Ehe und Eure Familie: dass Ihr in Eurem Leben immer mehr erkennen könnt, was es bedeutet und was es bewirkt, Euch diesem Segen Gottes zu überlassen.

Vita Alexandra Pook, Dipl. Theol. und Pfarrvikarin

Geboren 1971 bei Minden.

Diplom in Katholischer Theologie (Universität Münster).

Diplom-Studiengang Angewandte Kulturwissenschaften und Ästhetische Praxis (Universität Hildesheim) mit den Schwerpunkten Musik (Hauptfach Gesang) und Bildende Kunst. Künstlerische Diplomprüfung in den Fächern Gesang, Cembalo und Chorleitung.

Ausbildung zur Gesangspädagogin am Lichtenberger Institut für Gesang und Instrumentalspiel bei Darmstadt. Seit 1999 tätig als Stimm- und Gesangspädagogin, seit 2002 autorisierte Lehrerin der Lichtenberger Methode nach Gisela Rohmert.

Ausbildungen und Weiterbildungen u.a. in den Bereichen Gruppendynamik, TZI, Co-Counselling, Gender-Pädagogik, Theaterpädagogik, Kreative Kunstrezeption mit Gruppen, Körperarbeit, benediktinische und frühmonastische Spiritualität, Bibliolog.

Sängerin (Sopran), Chorleiterin, Gesangspädagogin und Sprecherzieherin.

Seit 1995 Konzeption und Leitung von Seminaren und Fortbildungen mit unterschiedlichen Zielgruppen im Spannungsfeld Kunst, Theologie und Persönlichkeitsentwicklung.

Seit 2013 Pfarrvikarin Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland, Bonn



Ausgewählte Predigten 2017

Predigt über 2. Könige 5,1–19a

Ulrike Klein, Pfarrerin i. R. (ev.)

09.07.2017 Egidienkirche zu Nürnberg

Gottesdienst in der Reihe: Mit der Seele hören

Was für eine Erzählung,

liebe Schwestern und Brüder,

die Geschichte von Naaman und Elisa, von den Königen, dem Mädchen, den Dienern! Haben Sie sie schon gekannt? Oder war das eben vielleicht eine Premiere?

Was für eine Erzählung? Ein bisschen skurril, manchmal wie eine Karikatur, und doch anrührend? Lassen wir uns einladen, in den Raum dieser ungewöhnlichen biblischen Geschichte zu treten.

Im alten Israel spielt sie, damals, als die Könige von Aram (das heutige Syrien) Scharmützel gegen das nordisraelitische Reich führten. Im späten neunten Jahrhundert vor Christus war das. Freilich, wann sie geschrieben wurde, darüber streiten sich die Gelehrten, ein bisschen später oder auch noch ein bisschen später.

Lassen wir uns einladen in den Raum dieser Erzählung! Naaman, siegreicher aramäischer General, aussätzig. Nein, nicht die Lepra, die gab es damals nicht im Nahen Osten. Er litt wohl an einer extrem heftigen Schuppenflechte. In einem Anhang unserer Geschichte heißt es nämlich, dass jemand anders die Krankheit des Naaman bekommen habe und *aussätzig wie Schnee* geworden sei (die weißen Schuppen).

Naaman, ...*er war ein gewaltiger Mann, jedoch aussätzig.* Der Oberbefehlshaber eines mächtigen Heeres – gequält von kleinen juckenden Pünktchen. Er, der nur zu befehlen braucht, und schon geschieht, was er will – ist ohnmächtig gegenüber seiner Krankheit. Ob uns das ein wenig amüsiert, uns, die wir meist keine Oberbefehlshaber sind, aber es vielleicht manchmal gerne wären? Ob es uns erinnert an eigene Erfahrungen von Macht und Ohnmacht? Ob wir Mitleid fühlen?

Ein Mädchen hat Mitleid und will helfen. Ein israelitisches Mädchen, verschleppt von den aramäischen Soldaten, nun im Haus des feindlichen Generals als Dienerin. Sie könn-



Predigt über 2. Könige 5,1–19a

te sich jetzt ein stilles Vergnügen machen, eine kleine innere Rachefeier. „Ich hätte schon eine Idee, wie der General Hilfe kriegen könnte, aber ich sag es ihm nicht...“ Sie sagt es ihm doch, dass der Prophet in Samaria, Elisa, ihm helfen könnte. Warum? Weil sie im Haus des Naaman, bei dessen Frau etwa, trotz allem Chancen bekommen hat? Weil sie weiß, wie sich Ohnmacht anfühlt? Weil sie in ihrem schwierigen jungen Leben gelernt hat, mit Ohnmacht kreativ umzugehen?

Wird der General auf sie hören? Oder hält er das Mädchen und das, was sie sagt, für bedeutungslos?

An dieser Stelle der Erzählung entsteht eine Folge verrückter Szenen. Naaman geht zu seinem König und berichtet. Der schreibt dem König Israels, dass er den General Naaman heilen solle. Und Naaman zieht mit dem Brief und viel Gold und Silber aus dem eigenen Vermögen los. Der König Israels ist entsetzt. *Bin ich denn Gott, dass ich töten und lebendig machen könnte? ...wie er Streit mit mir sucht*, dieser Nachbarkönig.

Verrückte Szenen. Warum geht Naaman zu den Königen und nicht zum Propheten, wie das Mädchen ihm geraten hatte? Dass der aramäische König, in die Sache hineingezogen, vielleicht gern politisch zündeln will, nun ja. Aber Naaman, warum geht er nicht zum Propheten, wie das Mädchen ihm geraten hat?

Ist er vielleicht hin und her gerissen zwischen verschiedenen Gedanken, verschiedenen Gefühlen? Da die ihm vertraute Welt, in der es um Macht geht, um Geld, um Könige und deren Willen und Wohlwollen, um Briefe und Befehle. Und da eine andere Welt, in der eine verschleppte Jugendliche etwas von einem Propheten weiß und diese Heilungschance nicht vor ihm, dem Feind ihres Volkes, verbirgt.

Nun, letztendlich kommt der General doch bei Elisa, dem Propheten, an. *Mit Rossen und mit Wagen*. Eine köstliche Szene entfaltet sich. Elisa bleibt im Haus, lässt nur durch einen Boten an der Tür ausrichten, dass Naaman sich sieben Mal im Jordan waschen solle, dann würde er gesund.

Ist das nicht eine schöne Karikatur eines Machogehabes? Auf der einen Seite der General mit seiner Entourage. Auf der anderen Seite Elisa, berühmter Prophet, dem man Heilkräfte zutraut. Viele Auslegungen betonen, wie Naaman hier gewaltig auftritt. Aber lässt



Predigt über 2. Könige 5,1–19a

nicht Elisa genauso seine Muskeln spielen? Der Mann des Geistes, des Geistlichen, lässt den Mann der militärischen Macht ganz schön abblitzen.

Da wurde Naaman zornig und zog weg. Zwei Mächtige, Naaman, Elisa. Und nichts geht weiter. Nur die Krankheit geht weiter. Alles wie gehabt.

Alles wie gehabt? Jetzt schalten sich die Diener des Naaman ein, reden mit ihm, besänftigen ihn, bringen ihn dazu, dass er das doch probiert, das Bad im Jordan. Wissen sie etwas vom Leben, das Naaman noch nicht weiß? Und tatsächlich: ...*sein Fleisch wurde wieder heil, wie das Fleisch eines jungen Knaben.*

Schauen wir diese Genesung ein bisschen genauer an. Naaman hatte eine bestimmte Vorstellung gehabt, wie eine Heilung geschehen könnte. Der Prophet *sollte zu mir herauskommen und hertreten und den Namen des Herrn, seines Gottes, anrufen und seine Hand über der Stelle bewegen und mich so von dem Aussatz befreien.*

Elisa sollte also, so Naaman, mit prophetischer Macht und mantisch-magischen Gebärden die Krankheit besiegen. Elisa aber ließ ihm ausrichten, er solle sieben Mal im Jordan unterzutauchen. Sieben Mal, nun ein bisschen Magie weht auch hier. Aber der Schwerpunkt des Rates scheint mir doch so zu lauten: Naaman, du kannst selber etwas tun. Es ist nichts Gewaltiges. Gewalt hilft nicht gegen diese Krankheit. Aber du bist auch nicht ohnmächtig. Es gibt ein Drittes, zwischen Macht und Ohnmacht, und es ist nicht schwer. Siebenmal baden.

Ein Drittes zwischen Macht und Ohnmacht. Naaman hat vor dem Untertauchen im Jordan sicher seine Generalsuniform und sonstige Zeichen seiner Macht und seiner Bedeutung abgelegt. Aber er ist ein erwachsener Mann geblieben, er wurde nicht wie ein Baby, das niemand hält, weggetragen oder verschluckt von den Fluten des Jordans.

Naaman. Ist unser Text die Story eines Mannes, der merkt, dass es noch andere Perspektiven gibt als das Gegensatzpaar von Macht oder Ohnmacht, dass noch was anderes nötig ist, um gut zu leben? Bei mir tauchte die Phantasie auf, dass Naaman in der Lebensmitte angekommen ist oder auch schon darüber hinaus. Dass es noch andere Perspektiven gibt als das Gegensatzpaar von Macht oder Ohnmacht! Eine Männergeschichte? Ich bin eine Frau, und auch ich finde die Story in ihrem Witz und ihren glitzernden Facetten berührend.



MUSIK

...sein Fleisch wurde wieder heil, wie das Fleisch eines jungen Knaben. Naaman kehrt zurück zu Elisa. Und will ihn beschenken mit dem Gold und Silber, das er aus Aram mitgebracht hat. Elisa lehnt ab. Man könnte überlegen, ob der Prophet hier noch einmal seine Muscheln spielen lässt. „Ich habe dir was geschenkt, aber du kannst mir nichts schenken!“

Aber stärker, scheint mir, ist doch eine andere Verstehensspur. Elisa nimmt nichts an, weil die Heilung nicht eigentlich mit ihm zu tun hat, sondern mit Naaman und mit Gott. Und noch ein bisschen anders gewendet: Elisa nimmt kein Geld an, weil der Kummer eines Menschen über seine Krankheit und die Freude eines Menschen über seine Heilung keine Ware sind. Das bedeutet auch: Es soll nicht der Reiche sich die Heilung kaufen können und der arme Schlucker krank bleiben müssen.

Naaman und Elisa. Noch etwas geschieht zwischen den beiden. Naaman will künftig den Gott Israels und nur ihn anbeten. Aber in seiner Heimat Aram muss er, der Oberbefehlshaber, bei Staatsakten seinen König in den Tempel des Gottes Rimmon begleiten und dort anbeten.

Wird Elisa dem Naaman deswegen drohen, ihm einen Fluch ankündigen? Ein atemberaubender Augenblick. Geht jetzt alles von neuem los? Am Anfang der Story *ein gewaltiger Mann, jedoch* ohnmächtig gegenüber den juckenden Pusteln, am Ende der Story *ein gewaltiger Mann, jedoch* ohnmächtig in Furcht vor Elisass Fluch, vielleicht auch ohnmächtig in Gewissensnot?

Lange hat Naaman in einer leiblichen Hülle leben müssen, die ihm zu wenig Schutz bot. Muss er künftig mit einem Glauben leben, der durchlöchert ist von Angst?

Zieh hin mit Frieden! Das ist die erstaunliche Antwort des Elisa. Denn in diesem Punkt – der Gott Israels in Konkurrenz mit den Göttern der Völker – waren die frühen Propheten sehr streng.

Zieh hin mit Frieden! Hat auch Elisa in dieser Story etwas Neues erfahren? Dass Gott das Spiel von Macht und Ohnmacht nicht favorisiert? Dass Gott in den Lücken spielt? Dass Gott Räume eröffnet jenseits von Orthodoxie und Heterodoxie, Ketzerei?



Predigt über 2. Könige 5,1–19a

Zieh hin mit Frieden! Vielleicht hat Elisa das nicht sehr freundlich gesagt, vielleicht wollte er diesen ausländischen, mächtigen Naaman auch schnell loshaben. Aber er hat es gesagt.

Und nun ist die Geschichte aus? Unsere Story hat, wie schon erwähnt, einen Anhang, einen burlesken Anhang. Der geht so: Elisa hat einen Diener, Gehasi. Und dem tut es leid, dass all das schöne Gold und Silber im Wagen des Naaman wieder davon rollt. Er rannte hinterher und erzählte dem Naaman, dass Elisa zugunsten anderer Propheten nun doch einen Teil des Geldes brauchen würde. Und so wurde der Diener ein sehr reicher Mann. Elisa aber, der von all dem wusste, sagt ihm: *der Aussatz Naamans wird dir anhängen und deinen Nachkommen allezeit. Da ging Gehasi von ihm hinaus, aussätzig wie Schnee.*

Ein Strafwunder. Elisa war wirklich ein Unsympath! Und merkt dieser Prophet denn nicht, was er anstellt. Am Beginn unsere Geschichte stand da Naaman, der mächtige General, aber ohnmächtig gegenüber den juckenden Pusteln seiner Krankheit. Und am Ende der Geschichte steht da Gehasi, mächtig durch seinen Reichtum, aber ohnmächtig gegenüber den juckenden Pusteln seiner Krankheit. In der Summe genommen alles gleich geblieben, alle Heilung vergeblich.

Zieh hin mit Frieden! So löste sich vorhin der atemberaubende Augenblick. Jetzt aber drängt die Krankheit von neuem, sich wiederholend, nach vorne.

Elisa merkte wohl nicht, was er angestellt hat. Aber ein anderer, der Erzähler, so scheint mir, hat was gemerkt. In dem burlesk-rauen Ton des Anhangs glitzert sein Spott über den Propheten. Und so bleibt das Machtwort gegen Gehasi nicht das letzte Wort.

Zieh hin mit Frieden! Ziehen wir hin mit Gottes Frieden in die beginnende Woche! Und haben wir ein Auge für Möglichkeiten, für Lücken und neue Räume!

AMEN



Predigt über 2. Mose 3,1-15

Pastor Dirk Woltmann (ev.-luth.)

02.02.2017 Kirche St. Michaelis, Hildesheim

Hinweis: Der Predigttext wurde von einer Lektorin in den unten angegebenen Abschnitten die Predigt unterbrechend vorgelesen. Da die Stellenangabe für den Predigttext auf einem Begleitblatt abgedruckt war, konnte die Lektorin direkt mit dem Bibeltext einsetzen. Auf Kanzelgruß und -segnen habe ich verzichtet. Die geographischen Angaben in der Predigt sind mit GoogleMaps recherchiert und mit einer gewissen Freiheit verwendet. Die Predigt muss mit vielen Pausen gedacht werden, mit Moritz mitgehend.

[Lektorin:]

1 Mose aber hütete die Schafe Jitros, seines Schwiegervaters, des Priesters in Midian, und trieb die Schafe über die Wüste hinaus und kam an den Berg Gottes, den Horeb.

2 Und der Engel des HERRN erschien ihm in einer feurigen Flamme aus dem Dornbusch. Und er sah, dass der Busch im Feuer brannte und doch nicht verzehrt wurde.

3 Da sprach er: Ich will hingehen und diese wundersame Erscheinung besehen, warum der Busch nicht verbrennt.

4 Als aber der HERR sah, dass er hinging, um zu sehen, rief Gott ihn aus dem Busch und sprach: Mose, Mose! Er antwortete: Hier bin ich.

5 Er sprach: Tritt nicht herzu, zieh deine Schuhe von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist heiliges Land!

Moritz G. aber lebte ein ganz normales Leben. Er hatte sich längst häuslich eingerichtet, hatte eine Familie gegründet, hatte einen einfachen, aber einträglichen Job gefunden bei Blaupunkt. Täglich fuhr er denselben Weg, die 13 km vom Stadtfeld über die B1, durch den großen Kreisel, die Schützenallee, an Himmelsthür vorbei bis zum Abzweig nach Emmerke und Sorsum, dann immer geradeaus am Rottebach entlang. Irgendwann hatte er auf einer Karte entdeckt, dass dieser Graben an der Straße einen Namen hatte. An der Kreuzung von Sorsumer und Robert-Bosch-Straße schließlich bog er jeden Tag ab zum Betriebsparkplatz.



Predigt über 2. Mose 3,1-15

So machte er das Jahr für Jahr und dachte nicht viel darüber nach und liebte seine Familie und kam gut zu Recht mit seiner Arbeit und den Kollegen.

So war er auch heute unterwegs wie an jedem Arbeitstag. Im Radio lief ein Schlager aus den 90ern, den er mochte. Er sang mit: „One of us“ – Joan Osborne, fiel ihm ein, 1995 oder so; da war er 17 Jahre alt. Joan Osborne sah ganz süß aus damals, erinnerte er sich. Er konnte eigentlich außer der Titelzeile nur den Anfang des Refrains mitsingen, aber das auch mit Inbrunst:

[Prediger singt den Refrain an:]

*„And yeah, yeah God is great
Yeah, yeah God is good
Yeah, yeah, yeah, yeah, yeah“*

Bei Kilometer Neunkommanull seiner täglichen Strecke, da, wo der Rottebach aus dem nördlichen Zipfel des Hildesheimer Walds hinunterfließt, auf Höhe des ehemaligen Klosterguts Sorsum, bog er zu seiner eigenen Überraschung spontan rechts ab auf die Nebenstraße, die von Sorsum aus hinauf zum Hildesheimer Wald ansteigt. Bei der Zeitansage im Radio zu den letzten Tönen von „One of us“ hatte er festgestellt, dass er früh dran war heute. Er fuhr den Weg, der über die beiden Bahntrassen führt, bis zum Ende, ließ dort sein Auto an den Teichen stehen und stieg das letzte Stück zu Fuß hinauf bis an den Waldrand. Es war still und der Himmel klar.

Gerade, als er den Waldrand erreichte, trafen ihn die ersten Strahlen der Morgensonne, die im Osten über dem Lerchenberg aufging. Das hatte er noch nie gesehen. Mein Gott, das war großartig, dachte er. –

Gott – er wusste nicht, wie lange er nicht an *Gott* gedacht hatte; bei der Taufe der Kinder ja, aber Paul ging schon in die Grundschule und Mia war im Kindergarten. Bei Pauls Einschulung letztes Jahr vielleicht.

„What if God was one of us...“

Moritz schloss die Augen und genoss die ersten Sonnenstrahlen des Tages auf seinem Gesicht. Fast schon Frühling, dachte er.



Predigt über 2. Mose 3,1-15

„One of us“. Was singt sie? Irgendwie, dass Gott einer von uns sein könnte, mit uns unterwegs – genau: „a stranger on the bus“, ein Fremder im Bus.

Er lachte einmal kurz auf und blinzelte in die Sonne – fast wie eine Vision, die Lichtreflexe durch die halb geschlossenen Wimpern, ein Blick auf die Welt wie durch ein Kaleidoskop. Gibt es das eigentlich noch als Kinderspielzeug?

„A stranger on the bus“ – was für eine Idee!

War Gott nicht im Himmel, weit weg, unsichtbar, hielt sich aus allem raus, wenn es ihn denn überhaupt gab?

„Er hat seinen Engeln befohlen, dass sie dich behüten...“,

das war Mias Taufspruch, fiel ihm jetzt ganz unvermittelt ein. Stefanie hatte den ausgesucht, fand sie irgendwie süß und ihn hatte das gerührt, seine Frau noch mehr als der Bibelspruch.

Engel. Gottes Boten. Glaubte er eigentlich daran?

Moritz staunte über sich selbst. Was waren das für Gedanken hier am Waldrand. Er hatte das Gefühl, aus der Zeit gefallen zu sein, wollte sich nicht daraus lösen.

„What if God was one of us.“

Kümmert Gott, was hier passiert?

Er dachte an die Nachrichten jeden Tag, was er heute Morgen in der Zeitung gelesen hatte, an die Bilder von Krieg und Zerstörung, immer wieder. An die Flüchtlinge. Im Freundeskreis gab es viele verschiedene Meinungen dazu. Manches war ihm unangenehm.

Wie sollten sie das Paul und Mia irgendwann erklären, was mit dieser Welt los war? Paul bekam ja jetzt schon einiges mit, eigentlich zu viel für einen knapp Siebenjährigen.



Predigt über 2. Mose 3,1-15

Und wie sollten sie ihren Kindern erklären, warum manche Menschen hier so zornig waren, der AfD hinterherliefen, sich Sündenböcke suchten. Ihn störte auch viel, aber das war ihm zu einfach.

Er dachte an den neuen Präsidenten drüben in den USA, an die Sorgen, die sie sich machten, auch, weil die ganzen rechten Parteien in Europa Morgenluft witterten durch Trump.

Morgenluft. Er atmete tief ein.

„What if God was one of us.“

Kümmert es Gott?

[Lektorin:]

6 Und er sprach weiter: Ich bin der Gott deines Vaters, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks und der Gott Jakobs. Und Mose verhüllte sein Angesicht; denn er fürchtete sich, Gott anzuschauen.

7 Und der HERR sprach: Ich habe das Elend meines Volks in Ägypten gesehen, und ihr Geschrei über ihre Bedränger habe ich gehört; ich habe ihre Leiden erkannt.

8 Und ich bin herniedergefahren, dass ich sie errette aus der Ägypter Hand und sie aus diesem Lande hinaufführe in ein gutes und weites Land, in ein Land, darin Milch und Honig fließt, in das Gebiet der Kanaaniter, Hetiter, Amoriter, Perisiter, Hiwiter und Jebusiter.

9 Weil denn nun das Geschrei der Israeliten vor mich gekommen ist und ich dazu ihre Drangsal gesehen habe, wie die Ägypter sie bedrängen,

10 so geh nun hin, ich will dich zum Pharao senden, damit du mein Volk, die Israeliten, aus Ägypten führst.

Nein, er hatte in seinem Leben nicht viel über Gott nachgedacht. Sollte er etwa heute Morgen damit anfangen, hier am Waldrand, mit den immer heller werdenden Sonnenstrahlen im Gesicht.



Predigt über 2. Mose 3,1-15

Nachdenklich schüttelte er den Kopf. Er ging ein paar Schritte am Waldrand nach Osten.

Er hatte nicht viel behalten aus dem Konfirmandenunterricht damals, von den sporadischen Gottesdienstbesuchen, den Taufen der Kinder.

Aber doch: der Einschulungsgottesdienst von Paul im letzten Jahr. Das war ja noch nicht so lange her. Das war die Geschichte von Mose, die erzählt wurde. Der brennende Dornbusch. Israel in Ägypten. Gott, der die Not seines Volkes sieht.

Paul war total fasziniert, als der Pastor die Geschichte vorlas. Der hatte das gut gemacht, sehr kindgerecht. Ob es das wirklich gibt, hatte Paul nachher gefragt, ob sie den Brombeerstrauch im Garten mal anzünden könnten, der wäre doch auch so stachelig.

Moritz kickte fröhlich einen Stein zur Seite, der auf dem Weg lag. Er hatte über seinen Sohn gelacht und ihm erklärt, dass das ja nur eine Geschichte sei und dass das nur bei Gott geht, dass ein Busch nicht abbrennt und dass bestimmt die Feuerwehr kommen müsste, wenn sie den Strauch im Garten anzünden würden und dass das ganz gefährlich wäre und leckere Beeren gäbe es dann auch nicht dieses Jahr.

Nur eine Geschichte?

Eigentlich – eigentlich ist das gar keine Kindergeschichte, dachte Moritz. Mose war ja wohl ein erwachsener Mann. Und das mit der Sklaverei in Ägypten – sowas ist ja auch kein Kinderkram.

Moritz staunte, was ihm alles wieder einfiel. Gott wollte Mose beauftragen. Er sollte das Volk wegführen, befreien, in Gottes Namen befreien. Das ist dann ja wohl auch passiert. Aber Mose hatte sich geziert, genau, er wollte nicht. Er wollte – Moritz blieb stehen. Er konnte jetzt nicht mehr in die Sonne schauen, ohne dass es wehtat. Er strengte sich an, sich zu erinnern. Er hatte das merkwürdige Gefühl, dass das jetzt das Wichtigste wäre, sich zu erinnern, sich an eine uralte Bibelgeschichte zu erinnern. Eigenartig. Wie war das?

Mose wollte – Gottes Namen wissen. Gott sollte für ihn kein Fremder im Bus sein. Einer, mit einem Namen.



Predigt über 2. Mose 3,1-15

[Lektorin:]

11 Mose sprach zu Gott: Wer bin ich, dass ich zum Pharao gehe und führe die Israeliten aus Ägypten?

12 Er sprach: Ich will mit dir sein. Und das soll dir das Zeichen sein, dass ich dich gesandt habe: Wenn du mein Volk aus Ägypten geführt hast, werdet ihr Gott dienen auf diesem Berge.

13 Mose sprach zu Gott: Siehe, wenn ich zu den Israeliten komme und spreche zu ihnen: Der Gott eurer Väter hat mich zu euch gesandt!, und sie mir sagen werden: Wie ist sein Name?, was soll ich ihnen sagen?

14 Gott sprach zu Mose: Ich werde sein, der ich sein werde. Und sprach: So sollst du zu den Israeliten sagen: »Ich werde sein«, der hat mich zu euch gesandt.

15 Und Gott sprach weiter zu Mose: So sollst du zu den Israeliten sagen: Der HERR, der Gott eurer Väter, der Gott Abrahams, der Gott Isaaks, der Gott Jakobs, hat mich zu euch gesandt. Das ist mein Name auf ewig, mit dem man mich anrufen soll von Geschlecht zu Geschlecht.

Der Name. Das war irgendwie merkwürdig und auf eigenartige Weise schön, wusste er noch. Irgendetwas Traditionelles, mit Jakob und Abraham oder so; Jakob wäre auch ein schöner Name, wenn sie noch einmal einen Sohn bekommen sollten. Aber dann war da noch etwas anderes. Moritz strengte sich an, blinzelte in die Sonne. Gottes Name... Ich bin. Ich bin da. Ich bin für euch da. Ich werde da sein. Irgendwie so etwas – oder alles zusammen. –

Merkwürdig, seine Stimmung, dachte Moritz. Ihn schauderte. Es lag nicht am kühlen Morgen. Fühlt sich an, als ob man das glauben könnte, dachte er.

„Yeah, yeah, God is great...”

Moritz hatte gar nicht gemerkt, dass er wieder leise zu singen angefangen hatte. Diesen Refrain halt, den er kannte.

Und jetzt fiel ihm auch wieder die erste Strophe ein:



Predigt über 2. Mose 3,1-15

„If God had a name what would it be?
And would you call it to His face?
If you were faced with Him in all His glory
What would you ask if you had just one question?“

„Wenn Gott einen Namen hätte -
welcher wäre das?
Und würdest du ihm ihn ins Gesicht rufen?
Wenn du mit ihm konfrontiert wärest in all seiner Herrlichkeit:
Was würdest du ihn fragen,
Wenn du nur eine Frage hättest?“

Sein Name. Ich bin da. –
Was würde ich ihn fragen?

Vor ihm flog ein Schmetterling auf, ein Zitronenfalter, immer die ersten im Jahr. Moritz wusste nicht, warum ihn der Anblick beinahe zu Tränen rührte.

„Gott hat seinen Engeln befohlen...“

Zum ersten Mal, seit er von seinem Weg zur Arbeit abgebogen war, sah er auf die Uhr – und bekam einen Schreck. Es war viel mehr Zeit vergangen, als er gedacht hatte. Gut, dass es die Gleitzeit gab. Er würde später nach Hause kommen. Er musste nachher Stefanie eine WhatsApp schicken, damit sie Bescheid musste. Und er würde ihr schreiben, dass er viel zu erzählen hätte und ganz neue Fragen hätte und so.

Sein Name. Ich bin da.

Es klang in ihm nach, als er sich wieder ins Auto setzte. Das Radio blieb stumm diesmal. Er wusste nicht, was ihm da passiert war, heute Morgen. Aber dass etwas in ihm in Bewegung gekommen war, das wusste er. Etwas Wichtiges. Etwas von Bedeutung.

Etwas von Bedeutung.

Wie lange hatte er danach nicht mehr in seinem Leben gesucht: nach Bedeutung. Jetzt war es – wie ein Geschenk.



Pastor Ekkehard Pithan (ev.-freikirchlich)

19.03.2017 Gottesdienstraum mit Lounge-Atmosphäre, Bayreuth

Missionarischer Abendgottesdienst „Gott-nach-8“ – mit Bibel, Jazz und Ambiente

Lässt Gott sich bequatschen?

„Lässt Gott sich bequatschen?!“ steht auf unseren Flyern[1]. Das Thema bringt mich in eine gewisse Zwickmühle. Wenn ich „Ja“ sage, werde ich verdächtigt, Gott auf ein Taschenformat zu reduzieren. Als könnte man ihn manipulieren und nach Belieben in die Tasche stecken, wenn man es nur geschickt genug anstellt. Und die Frage ist sofort: Warum klappt das bei Ihnen und bei mir nicht? Da habe ich also gleich die Kritiker auf den Fersen. Sage ich „Nein“, mache ich Gott unnahbar und fungiere wie eine Art Vorzimmersekretär, oder wie ein Leibwächter, der Gott von den aufdringlichen Bittstellern abschottet und Ihnen sagt: „Ihr Anliegen ist für Gott nicht so wichtig. Hören Sie auf, Gott zu bequatschen!“ Da werde ich Ärger bekommen mit einigen, die hier sitzen, denn die tun das andauernd. Sie werden versuchen, mich anschließend zu erdolchen, mindestens mit Blicken.

Ich sitze also auf einem heißen Stuhl. Ein bisschen sogar zwischen allen Stühlen, denn ich, der ich ja glaube, finde einen kleinen Agnostiker in mir selbst. In Form des leisen oder lautstarken Zweifels marschiert der mit und versucht, mich auf dem Boden der Tatsachen zu halten. Wenn es da nicht immer wieder diese irre Hoffnung gäbe und manchmal auch diese fast märchenhaften Erfahrungen, dass es sich lohnt, an höchster Stelle anzuklopfen, täte ich es *nie*.

Lässt Gott sich also bequatschen oder nicht? Ich will ein bisschen aus dem Nähkästchen plaudern. Es sind etwas zwiespältige Geschichten. Sie sind nicht so eindeutig, wie ich sie am liebsten hätte. Sie müssen am Ende selbst entscheiden, ob das für Sie bedeutsam ist oder nicht.

Die erste handelt von einer verfrühten Geburt im Freundeskreis meiner Gemeinde im niederen Bayern. Da hatte ein Paar ein Kind vor der Zeit bekommen und es war noch unreif und dazu irgendwie verwachsen, unausgegoren. Alles hat nicht gestimmt. Jede Menge Erschwernisse kamen zusammen. Es stand auf Messers Schneide, ob das Kind überlebt oder nicht. Ein Freund sagte: „Lass uns hingehen und beten!“ Der Agnostiker in



Predigt über 1. Mose 18,16-33

mir hat sich gewehrt und Ausflüchte gesucht, aber der andere war zu vehement, ein junger Vater, der Kinder glühend liebte. Also sind wir losgezogen auf die Intensivstation, haben uns mit grünen Kitteln und Mundschutz verkleidet und standen dann vor dem Brutkasten. Man konnte das Kind kaum sehen zwischen all den Tüchern, so klein war es. Man kann natürlich sagen: „Tausende Kinder sterben jeden Tag in den Entwicklungsländern und bei uns auch. Forget it! Das ist der Lauf der Welt.“ Aber wenn man vor einem Brutkasten steht und sieht, wie der kleine Mensch kämpft, um zu leben, dann ist man nicht mehr so cool. Die Statistik fällt einem aus der Hand. Also habe ich gebetet, und ich weiß noch, dass ich angefangen habe, mit Gott zu handeln und habe ihm alle Argumente aufgezählt, die mir eingefallen sind, warum das Kind leben sollte – von der Freude der Eltern angefangen, über ihren Schmerz, wenn es sterben würde, bis zur Ehre Gottes vor der sichtbaren und unsichtbaren Welt. Es ist irrational, so zu beten und ich bin wegeschlichen und habe mich gefühlt wie ein geprügelter Hund. Aber siehe da, ein paar Tage später wurden die Nachrichten besser. Das Kind hat die nächsten Tage überlebt. Das Herz stabilisierte sich und der Kreislauf auch. Sauerstoff war nicht mehr nötig. Irgendwie hatte es sich auch gestreckt und war offensichtlich ein bisschen gewachsen. Die Prognose lautete plötzlich: „Das wird!“

Szenenwechsel: andere Personen, aber wieder Krankenhaus. Ein Wissenschaftler aus unserem Bekanntenkreis liegt im Koma. Was er hat, weiß keiner. Irgendeine Autoimmunreaktion. Die Organe greifen sich gegenseitig an und fressen sich auf. Es ist wie Krieg an vielen Fronten. Er muss mehrfach notoperiert werden. Schließlich können die Ärzte nichts mehr machen. Dann ist eben der Pfarrer dran. Ich gehe mit einem Freund hin. Wir legen ihm die Hände auf und beten. Und wieder feilsche ich mit Gott um das nackte Leben. Für ihn selbst, der am Anfang seiner Karriere steht. Für seine junge Frau: Wer wird sie glücklich machen, wenn er stirbt? Für die zwei kleinen Kinder. Wie sollen sie ohne Vater zurechtkommen? Während wir beten, geschieht etwas Merkwürdiges. Tränen bilden sich hinter den geschlossenen Augenlidschlitzen und rollen die Wangen herab. Der Patient beginnt zu weinen. Das ist die erste Reaktion seit Tagen. Und dann drückt er schwach meine Hand. Mehr nicht. Wir verabschieden uns und gehen. Später kommt die Nachricht: Er ist aufgewacht. Und dann: Er kann essen. Und wiederum: Er steht auf. Er redet wieder. Es ist zwar eine Behinderung zurückgeblieben, aber er hat überlebt!

Man könnte jetzt meinen, dass man mit Gott nur im Krankenhaus handeln kann. Es geht auch anders. Ich habe mich mit einer Studentin unterhalten. Sie wusste, dass ich Pastor bin und hat alle ihre intellektuellen Argumente aufgeföhren, warum sie *nicht* glauben



Predigt über 1. Mose 18,16-33

kann. Ich habe versucht zu kontern, aber sie hat das alles als nicht relevant abgetan. Es war aber nicht der übliche Hahnenkampf zwischen Christ und Atheist, in den man häufig gerät, sondern man konnte eine tiefere Betroffenheit bei ihr spüren. Also habe ich nachgefragt und mir ein bisschen von ihrer Biographie erzählen lassen. Da kam heraus, wie verletzt sie war, dass ihre Eltern sich getrennt hatten und sie keinen Kontakt mehr zum Vater hatte. Sie fühlte sich verraten und verkauft, allein auf weiter Flur. Auch mit dem Studium klappte es nicht richtig. Die Orientierung war irgendwie verloren gegangen und ihr seelischer Horizont verdüsterte sich zusehends. Was soll man da machen, wenn man vor offensichtlichen Scherben steht und nichts tun kann? Ich habe sie gefragt, ob ich für sie beten dürfte. Sie hat zugestimmt – etwas von oben herab nach dem Motto: Lass dem Frommen seine Marotte. Also habe ich die Scherben vor Gott ausgebreitet und gefragt, ob er da nicht etwas machen könnte. Meine Begründung war: Weil sie so verzweifelt ist und so mutlos. Ob es nicht ein schönes Zeichen wäre, wenn er, der Vater im Himmel, sie trösten würde. Schließlich wäre er doch barmherzig und der Beschützer der Witwen und Waisen. Und ob er nicht den Stein des Anstoßes, der die Tür ihres Herzens verbarrikadiert, wegräumen könnte, damit sie ihn kennenlernt.

Als ich Amen gesagt hatte und die Augen aufschlug, saß sie da und war in Tränen aufgelöst. Sie sagte: „So hat noch nie jemand für mich mit Gott gesprochen.“ Wenn das Gespräch mit Gott schon den Atheisten bewegt, sollte Gott sich das nicht *viel mehr* zu Herzen nehmen?

Lässt Gott sich bequatschen? Eigentlich glaube ich das wirklich, auch wenn es philosophisch schwierig zu begründen ist. Ich habe keine Methode, mit der ich ihn in Grund und Boden reden könnte. Ich kämpfe dabei mit meinen Zweifeln. Aber eins weiß ich: Wer *nicht* in der Not mit Gott reden kann, der ist wirklich arm dran.

Was mir ein Stachel im Fleisch ist und mich immer wieder anspornt, es zu wagen, Gott in die Quere zu kommen, sind die Geschichten in der Bibel, die nicht so vorsichtig daherkommen wie ich es tue. Da gibt es z.B. diese Erzählung von Abraham und Gott. Abraham hat in der Mittagshitze vor sich hingedöst, als plötzlich ein Schatten auf ihn fällt. Er schreckt hoch und denkt, eine Wolke hätte sich vor die Sonne gestellt, aber die Sonne scheint nach wie vor heiß vom Himmel. Ihn fröstelt, und dann spürt er, dass es sein *Gemüt* ist, das sensibel reagierte. Es ist etwas im Anzug. Und dann ahnt er: Es ist der GEHEIMNISVOLLE. Er kennt das schon von früheren Begegnungen her. Er setzt sich auf



Predigt über 1. Mose 18,16-33

und horcht intensiver. Da ist die Stimme. Oder war es nur ein Gedanke? Abraham weiß es nicht. Aber es ist unüberhörbar. Die Stimme sagt:

„Sollte ich es Abraham nicht sagen? Schließlich habe ich noch Großes mit ihm vor.“ Und dann:

„Die Klagen über die Menschen von Sodom und Gomorra nehmen kein Ende; ihre Schuld schreit zum Himmel! Ich will selbst nachsehen. Ich will wissen, ob die Vorwürfe stimmen und die Leute es wirklich so schlimm treiben, wie ich gehört habe.“

Ich höre *mich* in der Situation antworten: „Ja, Herr, komm runter und sieh nach dem Rechten! Es wird Zeit! Sieh nach in Syrien und im Irak. Wenn du schon dabei bist, dann geh noch im Jemen und im Sudan vorbei. Bei Nordkorea solltest du auch genauer hinschauen. Die haben es nicht verdient, dass du dich zurückhältst. In der Türkei würde es zurzeit auch nicht schaden, einmal auf den Tisch zu hauen, und in Washington ebenfalls.“ So wäre *ich* wahrscheinlich.

Ganz anders Abraham. Er sagt versonnen: „Willst du wirklich rechtschaffene und gottlose Menschen zusammen vernichten? Vielleicht findest du ja fünfzig Leute in der Stadt, die nichts Böses getan haben und dir dienen. Willst du die Stadt nicht um ihretwillen verschonen? Lass nicht zu, dass der Schuldlose genauso sterben muss wie der Schuldige! Es wäre nicht recht, beide gleich zu behandeln. Du bist der Richter der ganzen Welt und kannst doch nicht gegen die Gerechtigkeit verstoßen!“

Eine Windböe raschelt in den Blättern und erwiderte: „Zugegeben, das geht nicht. Wenn ich in Sodom fünfzig Menschen finde, die so leben, wie es mir gefällt, werde ich um ihretwillen den ganzen Ort verschonen.“

Abraham freut sich bestimmt. 1:0 für ihn. Aber dann meldet sich wieder der Zweifel. Er denkt an die himmelschreienden Geschichten, die er gehört hat von Rechtsbeugung und Folter. Menschen verschwinden spurlos. Andere werden missbraucht. Gottesdienste werden von der Polizei aufgelöst. Politiker erzählen haarsträubende Lügen. Bestechung blüht. Man rüstet auf. Er beginnt zu kalkulieren. Er ist schließlich Realist.



„Ich wage es, mich einzumischen, obwohl ich nur ein vergänglicher Mensch bin“, sagt er. „Angenommen, es gibt bloß fünfundvierzig Menschen, die kein Unrecht getan haben. Willst du wegen der fehlenden fünf die ganze Stadt zerstören?“

„Nein“, meint er Gott sagen zu hören, „wenn ich fünfundvierzig finde, verschone ich die Stadt.“

„Nur mal angenommen, es wären nur vierzig. Was dann?“ fragt Abraham.

„Auch dann vernichte ich die Stadt nicht“, verspricht Gott.

„Nicht böse werden“, bohrt Abraham weiter. Ihm bricht der kalte Schweiß aus. „Vielleicht gibt es nur dreißig dort.“

„Selbst dann werde ich es nicht tun.“ Pause.

„Nur noch einmal“, flüstert er: „Angenommen, es sind nur zwanzig?“

„Dann werde ich die Stadt trotzdem verschonen.“

Abraham windet sich. Er liegt inzwischen platt auf dem Bauch und hat die Arme beschwörend ausgestreckt.

„Ein letztes Mal: Was wirst du tun, wenn dort *nur zehn* unschuldige Menschen wohnen?“

Langes Schweigen, und dann:

„Die zehn werden verschont bleiben und ebenso die ganze Stadt.“

Abraham handelt wie ein Beduine, schamlos, gekonnt, mit allen Tricks, und das mit dem lebendigen Gott. Und der lässt sich darauf ein. Die bittere Pointe am Schluss ist, dass sich der ganze Handel eigentlich nicht gelohnt hat. Keine 10 aufrechten Menschen lassen sich in Sodom finden. Alles Gauner! Es kommt zur Katastrophe. Die Stadt versinkt in Schutt und Asche. Als der Pulverdampf verzogen ist, erfahren wir, dass es *doch* noch einen Lichtblick gibt. *Ein* Mann und seine Familie konnten entrinnen, sogar mit „englischer“ Eskorte. Gott hat sich doch noch irgendwie bequatschen lassen.



Predigt über 1. Mose 18,16-33

Eigentlich ist die ganze Bibel voll von Geschichten, wo Gnade vor Recht ergeht. Einer hat es so auf den Punkt gebracht:

„Barmherzig und gnädig ist der Herr, geduldig und von großer Güte.“[2]

Das Interessante dabei ist, dass Gott selbst sich solche Gesprächspartner geradezu aussucht. Er nennt Abraham seinen Freund. Mit dem will er reden. Jesus Christus sagt allen, die ihm nachfolgen wollen: „Ihr seid meine Freunde. Wenn ihr in mir bleibt und meine Worte in euch bleiben, werdet ihr bitten, was ihr wollt, und es wird euch widerfahren.“[3]

Mich ermutigt das. Es spornt mich an, mit Gott über all die schlimmen Sachen zu sprechen. Ich feilsche mit Gott über Aleppo und Ankara, aber richtig warm wird mir, wenn ich über andere Sachen mit ihm verhandle, z.B. ob Sie nicht eine neue geistliche Erfahrung machen könnten; ob Jesus nicht ein erlösendes Wort in Ihre Situation sprechen will, und ob er Sie nicht doch ruft, ihm nachzufolgen. Erstens weiß ich, dass er nichts lieber täte als das, und zweitens weiß ich auch, dass Ihr Leben dann vom Kopf auf die Füße gestellt und es richtig interessant würde. Wie gesagt: Ich habe immer mit Zweifel zu kämpfen, aber ich bequatsche ihn gern, manchmal mit Erfolg. Das Beste wäre natürlich, wenn Sie nicht nur zuhören, wie man einem Märchenerzähler lauscht, sondern es selbst versuchen mit etwas, das Ihnen sehr am Herzen liegt. Montag vielleicht, oder heute Abend noch. Probieren geht über Studieren!

[1] Gott-nach-8-Abendgottesdienst „mit Bibel, Jazz und Ambiente“

[2] Ps 103,8

[3] Joh 15,7



Predigt über 1. Mose 50,15-21

Vikarin Josephine Teske (ev.-luth.)

**09.07.2017 Auferstehungskirche, Büdelsdorf, Nordkirche
(Kreis Rendsburg-Eckernförde)**

Liebe Gemeinde,

Nun stehen sie also wieder vor ihm, in Ägypten. Sie mussten den Vater begraben, trauern. Und sind dennoch von einem ganz anderen Gefühl erfüllt. Eng stehen sie beieinander. Wie ihre Schafsherde. Suchen sie Schutz? Brauchen sie Schutz? Sie beugen ihre Köpfe vor Joseph. Nur einer nicht. Es ist Benjamin, der Jüngste von ihnen. Er steht etwas am Rand. Beobachtet die Situation. Er sieht alles. Sieht sie an. Jeden einzelnen Muskel, in den angespannten Armen und Beinen der Brüder. Die vor Furcht zusammengebissenen Kiefer.

Benjamin hat keine Furcht aber mulmig zumute ist ihm schon. Er weiß nicht, worum es in diesem Streit geht. Und er spürt: etwas in ihrem Miteinander stimmt ganz und gar nicht. Schon lange hat er die kleinen, feinen Risse gespürt, die sich durch ihre Familie gezogen haben. Das etwas geschehen sein musste. Aber er hat es nicht angesprochen, so wie seine Schwestern und Brüder. Und der Vater. Stillschweigend gab es so etwas wie eine Vereinbarung zwischen ihnen: nicht darüber reden. Als wäre dann alles gut!

Und er sieht Joseph. Seinen Bruder. Der vor ihnen sitzt. Von dem er nichts wusste. Der ihm lange fremd war. Er sieht seine wachen Augen, das sanfte Gesicht.

Was wird passieren? Haben sie nicht schon vor langer Zeit einander in die Arme genommen? War das nicht die Versöhnung zwischen den verstrittenen Brüdern? Wozu die Angst, Joseph könnte ein anderes Gesicht zeigen? Er, Benjamin, versteht es nicht. Mit ihm als Jüngsten reden sie nicht. Das macht ihn wütend. Es ist doch auch sein Leben, seine Geschichte.

Vertraut darauf: Gott schreibt auf krummen Linien gerade.

Nun stehen sie also wieder vor ihm, in Ägypten. Sie mussten den Vater begraben, trauern. Und sind dennoch von einem ganz anderen Gefühl erfüllt. Eng stehen sie beieinander. Wie ihre Schafsherde. Suchen sie Schutz? Brauchen sie Schutz? Sie beugen ihre Köpfe vor Joseph.



Predigt über 1. Mose 50,15-21

Und der Älteste unter ihnen, Ruben, denkt fieberhaft nach. In den letzten Wochen haben sie alle viel Zeit miteinander verbracht. Auch mit Joseph, dem Lieblingssohn des Vaters. Den sie vor langer Zeit so gedemütigt hatten, verkauft und aus der Familie ausgeschlossen.

Und nun? Stehen sie, ihre Köpfe geneigt vor ihm, diesem mächtigen Herren. Ist er noch ihr Bruder? Sie sind abhängig von ihm, das spürt Ruben. Bisher hatte die schützende Hand des Vaters den Frieden bewahrt. Aber nun? Sie hatten nie über ihre unvorstellbare Tat gesprochen. Weder mit dem Vater, noch mit Joseph. Der Deckmantel des Schweigens wurde über die Tat am Brunnen gelegt. Keine Erklärung, keine Entschuldigung. Ruben spürt: der Frieden zwischen Joseph und ihnen ist zerbrechlich. Er ist bedrückt.

Der Moment war gekommen: heute musste ausgesprochen werden, was sie alle unterdrückt hatten. Sie waren feige gewesen. Hatten erst einen Boten geschickt, der an ihrer Stelle für sie um Vergebung bitten sollte. Aber das war falsch. Über andere kann Versöhnung nicht geschehen. Deshalb waren sie nun hier. Sich ihrer Schuld bewusst. Die Schuld, das Leben des Bruders zerstört zu haben. Und damit auch das Leben des Vaters und der Schwestern. Und schließlich auch ihr eigenes. Ihr Familienleben war vergiftet gewesen, all die Jahre. Doch heute sollte das ein Ende haben. Sie sehnten sich nach einem Neuanfang. Mit Joseph.

Im Vertrauen darauf: Gott schreibt auf krummen Linien gerade.

Aber hatten Ruben und seine Brüder tatsächlich dieses Vertrauen? Ruben zweifelte langsam daran. Sie wollten endlich mutig sein. Und sich doch auch auf der sicheren Seite wissen. Also hatten die Brüder untereinander besprochen, sich als Knechte in Josephs Dienst zu stellen. Und sich für den scheinbar sicheren Weg entschieden: klein machen, ducken. Nicht aufrecht stehen, weder vor Joseph, noch vor Gott.

Sollten sie nicht lieber darauf vertrauen, dass Gott es zum Guten fügen würde? Natürlich, angesichts ihrer Tat fiel ihm das schwer. Er konnte nicht so recht glauben, dass Joseph ihnen verzeihen würde. Und auch deshalb wollte er sich lieber vor Gott verstecken. Und trotzdem sprechen sie heute aus, was allen auf der Seele lag: Wir haben uns an dir schuldig gemacht. Verzeih uns, bitte.

Wir hoffen: Gott schreibt auf krummen Linien gerade.



Predigt über 1. Mose 50,15-21

Nun stehen sie also wieder vor ihm, in Ägypten. Sie mussten den Vater begraben, trauern. Und sind dennoch von einem ganz anderen Gefühl erfüllt. Sie beugen ihre Köpfe vor ihm. Er ist erleichtert. Endlich sind sie zu ihm gekommen. Keine Bitten nach Versöhnung, keine Botschaften der Aufforderung nach Vergebung, die sie ihm über Boten ausrichten lassen.

Sie sind bei ihm. Endlich! Er weint. Warum? Das weiß er nicht. Er kann seine Gefühle, die ihn überwältigen, nicht beschreiben. Weint er vor Erleichterung? Vor Freude? Weil der Schmerz aufbricht? Sie sind bei ihm. Endlich! Und sie stehen zu ihrer Schuld. Bitten um seine Vergebung. Wollen sich endlich versöhnen und mit ihm neue Wege gehen.

Nicht nur den Brüdern, auch ihm fällt es schwer, über ihre ungeheuerliche Tat zu sprechen. Zu tief sitzt der Schmerz. Aber er wird durchbrochen, trotz aller Schwere. Joseph fühlt sich erleichtert. Auf das Schuldeingeständnis der Brüder hat er gewartet.

Er sagt: *ihr gedachtet es böse mit mir zu machen*. Er muss es aussprechen: es lässt sich nicht mehr verheimlichen oder schönreden. Ihr ward grausam zu mir. Ich war lange zornig. Hattet ihr nicht mein Leben zerstört? Was musste ich durch euch erdulden? Schmerz. Einsamkeit. Ein fremdes Land. Die Trennung von meiner Familie. Was habt ihr mir genommen! Doch dabei habe ich meinen Glauben daran, dass Gott bei mir ist, nicht verloren. Ich habe einen Weg gefunden, mit meinem Schicksal umzugehen. Und mit all den Gefühlen: dem Hass und meinem Wunsch, eine Familie zu haben, nicht mehr einsam zu sein.

Ich habe geglaubt: Gott schreibt auf krummen Linien gerade.

Nun ist es ausgesprochen. Auf beiden Seiten. Das war wichtig.

Und Joseph sagt: *Gott gedachte es gut zu machen*.

Joseph braucht den Kniefall der Brüder nicht mehr. Sie sollen ihre Köpfe hochnehmen. Auf Augenhöhe kann er mit ihnen sprechen und ihnen begegnen. Er breitet nicht großzügig die Arme aus oder geht ihnen entgegen. Es kann und soll nicht in einem Moment alles wieder gut sein. Auch die Brüder ahnen: sie alle müssen sich wieder einander annähern. Nicht die großen Gesten zählen. Da gibt es einen vorsichtigen Blick in Josephs Augen. Ein zaghaftes Lächeln auf den Lippen. Vielleicht die Hand auf der Schul-



Predigt über 1. Mose 50,15-21

ter. Ein vorsichtiges Aneinandertasten in der Gewissheit, dass sie nun einander vertrauen können, dass Versöhnung wachsen kann.

Gott schreibt auf krummen Linien gerade. Denn Gott gedenkt es gut für uns zu machen.

Liebe Gemeinde,

Erbitten die Brüder nicht Unvorstellbares von Joseph? Er soll ihre Schuld tragen. Wie können sie so etwas erbitten? Ist es überhaupt ihr Recht?

Im Wochenspruch heißt es: „Einer trage des anderen Last“. Aber wie soll das konkret aussehen? Wie soll ein Opfer, das von Schmerz und Wut erfüllt ist, sich nicht abwenden, sondern die zusätzliche Last des Täters auf sich nehmen?

Joseph schafft es. Und macht uns Mut. Vielmehr: er zeigt uns einen Weg, auf dem Vergebung möglich ist. Mit seinem tiefen Vertrauen darauf, dass Gott es gut für uns macht. Dass Gott auch bei uns ist, wenn unser Leben aus allen Fugen gerät. Wenn es krumme Linien schreibt. Wenn wir einsam sind. Zerstritten. Hoffnungslos.

Und Joseph kann uns eine Last von den Schultern nehmen. Die, über den anderen zu urteilen. *Bin ich denn an Gottes statt?* Joseph weiß, er steht nicht an Gottes Stelle. Und das muss er auch nicht. Gott nimmt uns die Last ab, zu vergeben, was wir nicht vergessen können. Gott sieht uns gnädig an. So wie wir sind. Mit unseren menschlichen Fehlern und Schwächen. Wenn wir Täter oder Opfer sind. Er sieht uns ganz. Mit barmherzigen Augen. Gott trägt unsere Last mit. Er kann vergeben, wo wir allzu menschlich es nicht vermögen. Joseph weiß: Gott allein wird richten. Es braucht nicht seine Aufgabe sein.

Die Brüder sind beieinander. Haben Frieden gefunden. Reden. Das Böse ist ausgesprochen. Ihre Herzen sind erleichtert. Es wird nicht vergessen werden. Aber sie machen sich auf einen gemeinsamen Weg in eine neue Zukunft. „Ich will euch und eure Kinder versorgen!“. Joseph übernimmt sogar Verantwortung für seine Brüder.

Joseph hat erkannt: Gott schreibt auf krummen Linien gerade. Sein Lebensweg hatte einen Grund. Den er nicht erraten konnte. Aber Gott hat ihn begleitet, wie er auch uns begleitet.



Und auch die Brüder beginnen, es zu begreifen.

Wir können in der Gewissheit leben: in aller Dunkelheit, Verzweiflung, Sinnlosigkeit des Lebens gibt Gott unserem Leben einen Sinn.

Denn Gott schreibt auf unseren krummen Lebenslinien gerade.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre eure Herzen und Sinne in Christus Jesus.

Amen.

Kommentar zu der Predigt von Vikarin Josephine Teske von Linus Rinn

Die Szenerie macht die Musik!

Das Alte Testament zeichnet sich an vielen Stellen aus durch Geschichten von Menschen mit menschlichen Emotionen und menschlichen Entscheidungen. Diese Entscheidungen sind oft nicht geprägt durch eine vorangestellte neutrale Reflexion der Gesamtsituationen, sondern sind gelenkt von Emotionen wie Liebe, Hass, Mitleid und Neid. Gerade deshalb schaffen es die alttestamentarischen Texte, den Menschen einen Spiegel vorzuhalten, der weder beschönigend, noch diskreditierend, unsere Menschlichkeit abbildet. Und so sind es nicht die einzelnen Sätze, geschweige denn die einzelnen Wörter des Alten Testaments, die uns Erkenntnisse liefern, sondern die gesamte Szenerie, welche sich in unseren Köpfen abspielt, während wir die Texte lesen.

Josephine Teske entwirft in ihrer Predigt eine solche Szenerie und löst somit ein Kopfkino bei mir aus.

Durch diese Predigt bekommen wir einen Eindruck, wie umfangreich sich eine solche Szenerie beim Lesen eines eigentlich doch recht kurzen Textabschnittes entwickeln kann. Stück für Stück lernen wir die Gefühle der Beteiligten kennen. Die eigene Vorstel-



Predigt über 1. Mose 50,15-21

lung der Szene wird uns detailreich präsentiert, die Gefühle der Söhne Jakobs verständlich gemacht. Ich merke dabei, dass mir diese Gefühle alles andere als fremd erscheinen: Das Gefühl, jemanden verletzt zu haben, auf dessen Vergebung ich nur hoffen kann.

Die Predigt vermittelt eindrucksvoll, dass dieser biblische Text an uns alle gerichtet ist. Zu groß sind die Parallelen zwischen den Emotionen der Söhne Jakobs und unseren, als dass man sich von der Szenerie distanzieren könnte. Doch so wie Gott bei der Familie Josefs „auf krummen Linien gerade“ schreibt, können auch wir auf Gott vertrauen, gerade in Zeiten, in denen wir uns verlassen fühlen. Und so kann diese Predigt ein großer Trost für viele sein, indem sie uns zeigt: Wir sind nicht alleine. Wir sind nicht alleine mit unseren Problemen. Gott ist bei uns.

Schwierig wird es meines Erachtens allerdings, wenn in einer Predigt Emotionen von Personen beschrieben werden, welche in dem Predigttext weder direkt noch indirekt erwähnt werden. So stört mich in der Predigt von Josephine Teske die Rolle Benjamins, welcher unwissend am Rand die Situation beobachtet, da ich zum einen dafür keinen Hinweis im Bibeltext finde, zum anderen in Gen 45 lese, dass Benjamin bei Josef steht, während dieser erzählt, dass er von seinen Brüdern verkauft wurde.

Doch letztlich gelingt es der Predigt von Josephine Teske, uns erkennen zu lassen, dass auch diese Geschichte ein Spiegelbild menschlicher Emotionen ist, welches bis heute noch aktuell ist. Dieses Spiegelbild zeigt sich meistens aber erst dann, wenn man versucht, die Geschichten des Alten Testaments mittels eigener Fantasie in Szene zu setzen.



Hanna Kuchenbuch, Stud. Theol., 8. Fachsemester
12.06.2017, Taufkapelle der Peterskirche Leipzig

Seminargottesdienst des Homiletischen Seminars an der Theologischen Fakultät der Universität Leipzig

Fliegen lernen

Ein Papagei breitet die Schwingen aus, rot und blau gefiedert. Er hat sie lange nicht benutzt. Vielleicht sogar noch nie. Er nimmt Anlauf, schlägt dabei ein paar Mal mit den Flügeln auf und ab und versucht abzuheben. Staub wirbelt auf. Und Asche. Trümmer der umliegenden Häuser. Und dann steigt er auf – zwischen zerborstenen Backsteinen und rußgeschwärzten Gitterstäben hindurch. Die rauchenden Trümmer und grauen Stümpfe der Stadt lässt er hinter sich und das Grauen der Nacht versinkt im milchigen Licht des Morgens danach. Immer höher steigt er. Und mit zunehmender Höhe gewinnt er an Sicherheit. Vor ihm liegt nur noch der weite Horizont. In diesen segelt er hinein. Raus aus dem Staub und der Asche und dem Grau. Hinein ins Licht, in den Glanz. Von dort hört man ihn rufen: „Hier bin ich! Sende mich!“

„In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und sein Saum füllte den Tempel. Serafim standen über ihm; ein jeder hatte sechs Flügel: Mit zweien deckten sie ihr Antlitz, mit zweien deckten sie ihre Füße und mit zweien flogen sie. Und einer rief zum andern und sprach: Heilig, heilig, heilig ist der HERR Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch. Da sprach ich: Weh mir, ich vergehe! Denn ich bin unreiner Lippen und wohne unter einem Volk von unreinen Lippen; denn ich habe den König, den HERRN Zebaoth, gesehen mit meinen Augen. Da flog einer der Serafim zu mir und hatte eine glühende Kohle in der Hand, die er mit der Zange vom Altar nahm, und rührte meinen Mund an und sprach: Siehe, hiermit sind deine Lippen berührt, dass deine Schuld von dir genommen werde und deine Sünde gesühnt sei. Und ich hörte die Stimme des Herrn, wie er sprach: Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein? Ich aber sprach: Hier bin ich, sende mich! Und er sprach: Geh hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehet's nicht; sehet und merket's nicht! Verfette das Herz dieses Volks und ihre Ohren verschließe und ihre Augen verklebe, dass sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren noch verstehen mit ihrem Herzen und sich nicht bekehren und genesen. Ich aber sprach: Herr, wie lange? Er sprach: Bis die



Städte wüst werden, ohne Einwohner, und die Häuser ohne Menschen und das Feld ganz wüst daliegt. Denn der HERR wird die Menschen weit wegführen, sodass das Land sehr verlassen sein wird. Auch wenn nur der zehnte Teil darin bleibt, so wird es abermals kahl gefressen werden, doch wie bei einer Terebinthe oder Eiche, von denen beim Fällen noch ein Stumpf bleibt. Ein heiliger Same wird solcher Stumpf sein.“

Den Herrn gesehen

Ein unhörbarer Schrei gelbt durchs Dunkel. In eine Ecke gekauert sitzt dort Jesaja. Seinen Mund hat er aufgerissen, als wollte er etwas rufen, schreien. Doch kein Laut dringt heraus. Seine Augen starren mich an. Oder eigentlich nicht mich – sie blicken durch mich hindurch ins Leere. Noch immer schreckensgeweitet. Sie haben den Herrn gesehen. Der Schleier hat sich gelüftet und ein Bild hat sich ihm auf die Netzhaut gebrannt. Ein Bild von einer alles überstrahlenden Herrlichkeit und gleißendem Glanz. Blendend. Stechend. Serafim, diese geflügelten Flammenwesen, bebende Schwellen vom Lärm, das Knistern und Knattern der Flammen. Wie nahe kann man dem Feuer kommen, ohne zu verbrennen? Zu nahe: *Ver-glüht, ver-kohlt*. Berührt vom Heiligen. Der Sinne beraubt. Höret und versteht's nicht. Sehst und merket's nicht. Er presst sich die Hände auf die Ohren. Doch halt. Ist es wirklich Jesaja, der da sitzt? Vielleicht bin am Ende ja ich es, die dort in der Ecke kauert? Eingeschüchtert von dem, was ich da lese. Dem, was ich dazu sagen soll und doch nicht kann.

Suche nach Heiligkeit

Gott nahe sein. Das Licht, den Glanz, die Herrlichkeit sehen und spüren. Kontakt haben mit Gott, mit dem Heiligen. Vielleicht sogar ihn selbst berühren. Je länger ich darüber nachdenke, desto mehr frage ich mich, wo bitte das sein soll. Und wann. Denn in *meiner* Realität suche ich oft vergeblich danach.

Ich suche nach Heiligkeit im Alltagsgetümmel, in dem sich die Studentengespräche überlagern. Von allen Seiten dringen Fetzen zu mir. Am Nachbartisch unterhalten sich Studentinnen angeregt-amüsiert über ihren Abiball und entsprechend seltsame Kleiderexzesse. „Eine hat sich ihr Kleid maßschneidern lassen. Das war dann so ein Tüllmonster...“ *Ich sah den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und sein Saum füllte den Tempel*. Nein. Das passt nicht. Das ist banal. *In dem Jahr, als der König Usija starb, sah ich den Herrn sitzen auf einem hohen und erhabenen Thron und sein Saum füllte den Tempel*.



Predigt über Jesaja 6

Serafim standen über ihm. [...] Und einer rief zum anderen und sprach: Heilig, Heilig, Heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll! Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch. Autos brummen vorbei. Aus der Cafeteria klappt Geschirr. Gelächter von Nebenan. Kaugummibonbons werden aus einer Schachtel geschüttelt. Irgendwo klingelt ein Telefon. Es riecht nach Kaffee. Das volle, bunte Leben. Völlig „normal“, soweit man das sagen kann. Ein Gefühl von „Heiligkeit“ hingegen will sich nicht einstellen.

Und auch an den Heiligen Stätten im Heiligen Land selbst tue ich mich schwer. Wenn ich die Massenabfertigung am Grab Jesu sehe – wie Priester da auf die Uhr schauen: Genug gebetet. Der Nächste bitte. Wenn ich die Zeremonien wieder einmal nur durch Tabletbildschirme mitbekomme, weil sich einzelne rücksichtslos nach vorn drängeln. Wenn Kreuzweg-Prozessionen sich behaupten müssen gegen Traktorengetucker, Marktgeschrei und verrauschte Radioklänge. Und wenn es erneut traurige Realität wird, dass man sich gerade **הַשׁוּדָקָה מִלְּשׁוּרֵי** (birushalayim haqedusha) – im „heiligen Jerusalem“, wie es eine Freundin spöttisch nennt – mal wieder um Heiligtümer die Köpfe einschlägt.

Das Heilige indes ist derweilen weitergezogen. Es scheint eine stille, einsame Angelegenheit zu sein und hat sich verzogen an einen Ort, den ich nicht kenne. Vielleicht in die heiligen Hallen des Gerichts? Hinauf zum Giebel hinter die zartbelaubten Bäumen, zu den steinernen Adlern, die dort Wache halten? Ist das Heilige so weit oben angesiedelt? Einem König gleich scheint es, scheint er dazusitzen, auf seinem hohen und erhabenen Thron – so groß und erhaben, so herrlich, dass nur sein äußerster Rand überhaupt Platz findet im Allerheiligsten. Und doch reicht schon dieser „Gottesrand“ aus, um den Raum ganz auszufüllen. Einem schweren dunkelroten Samt-Etwas gleich, durchwogt es seine gesamte Breite und Höhe und reißt wellenartig alles mit sich, was ihm dort begegnet. Dort – vor dem Altar.

Ganz nahe – zu nahe

Dort – oder hier? Hier vor dem Altar? So, wie es uns hier entgegenglänzt? – „Heilig, heilig, heilig – alle Lande“ – „der Herr Zebaoth – Ehre voll“ – „ist unser Gott – sind seiner“. Schwarze Schnörkel auf weißem Grund, die im Schein der Kerzen auf einmal anfangen zu flackern, zu leuchten, zu leben. Und auf einmal meine ich es mit Händen greifen zu können: Gott ganz nahe zu sein. Ihn zu spüren, zu erleben, zu erfahren. Und das ist ja



eigentlich genau das, was ich will, wonach ich mich sehne. Eigentlich. Denn ein anderes Schwarz-auf-Weiß zeigt mir, was das heißt: Kontakt mit Gott haben, berührt werden vom Heiligen. Den Herrn sehen. Das ist zu nah. Nicht einmal die Serafim selbst können ihm wirklich nahe kommen – sie fliegen über ihm. (Wo auch immer da noch Platz sein soll in dieser Tempelhalle, die doch schon ganz vom Saum Gottes ausgefüllt wird.) Sie hüllen sich in ihre Flügel ein. Sie bedecken ihr Gesicht, sie bedecken ihre „Füße“, so dass ihnen von ihren sechs Flügeln nur noch zwei zum Fliegen bleiben. Zum Schutz? Aus Ehrfurcht? Mit ihnen wird Jesaja konfrontiert. Eine bedrohliche Phalanx aus geflügelten Schlangenwesen, feurigen Flammenwesen, die durch die Luft schwirren und mit ihrem Rufen die Schwellen des Hauses zum Beben bringen. Die ihn zu versengen drohen, die es tun. Einer von ihnen wird auf Jesaja zu fliegen und ihm den Mund verbrennen. Mit einer glühenden Kohle, die offenbar sogar dem Seraf zu heiß ist, um sie mit bloßen Händen, mit bloßen Flügeln zu berühren. Diese Serafim schwirren durch die Luft und bringen mit ihrem Rufen die Schwellen des Hauses zum Beben. *Und einer rief zum anderen und sprach: Heilig, Heilig, Heilig ist der Herr Zebaoth, alle Lande sind seiner Ehre voll!* – שׁוֹדֵק שׁוֹדֵק שׁוֹדֵק (qadosh, qadosh, qadosh) hallte es von den Wänden. Einer ruft es dem anderen zu. Das Rufen überlagert sich. Die Stimmen vervielfältigen sich und überschlagen sich. Von allen Seiten hallt ihr Echo und steigert sich zum unerträglichen Dröhnen, das Trommelfelle zum Platzen bringt und Berge einstürzen lässt. Und nun auch den Tempel: *Und die Schwellen bebten von der Stimme ihres Rufens und das Haus ward voll Rauch.* Ein grauenhafter Albtraum – und Jesaja ist mittendrin. Mittendrin im Inferno. Warum rennt er nicht weg? Eines der Flammenwesen nähert sich ihm, fliegt direkt auf ihn zu, kommt immer näher, droht ihn zu ergreifen! Jesaja! Renn! Fliehe! – Doch zu spät: Es springt auf ihn über. Berührt ihn. Ergriffen. Doch: Zu groß, zu herrlich, zu viel der Ehre. Von Gott erdrückt. Rauch trübt die Sicht. Und es wird schwarz vor Augen.

Im Dunkeln

- Stille -

Eine Stimme klingt ins Dunkel. Ganz nah ist sie. Und sie fragt: „Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?“ – „Hier bin ich nicht.“, will ich rufen. „Ich bin nicht da. Sende mich nicht.“ Denn ich weiß ja, wie die Geschichte ausgeht. Ich kenne den Auftrag: „Geh hin und sprich zu diesem Volk: Höret und verstehet's nicht; sehet und merket's nicht!“ Ich weiß, was zu tun wäre: „Verfette das Herz dieses Volks und ihre Ohren verschließe und ihre Augen verklebe, dass sie nicht sehen mit ihren Augen noch hören mit ihren Ohren



Predigt über Jesaja 6

noch verstehen mit ihrem Herzen und sich nicht bekehren und genesen.“ Und ich stelle mir vor, wie ich euch zuquassel, in den Ohren liege, euch nerve, bis es euch zu den Ohren rausquillt. Immer und immer und immer wieder. Bis ihr es nicht mehr hören könnt. Und dabei ist völlig egal, was ich euch erzähle. Ich könnte von den schlimmen Nachrichten berichten – von den Kriegen und Krisen auf dieser Welt. Von den Selbstmordattentaten und Hungerkatastrophen, oder davon, wie es um die Umwelt steht. Ich könnte euch zurufen: Kehrt um! Ändert euch und eure Gewohnheiten! Tut was – jetzt ist noch die Möglichkeit! Jeder einzelne ist wichtig! Ich könnte aber auch irgendwelche fake-News verbreiten, euch einlullen und irgendwelche Märchen erzählen. Letztlich ist es egal. Es spielt keine Rolle. Es kommt sowieso nicht an. „Warum!?!“, will ich schreien. „Das hat doch keinen Sinn!“ Aber ich könnte auch gegen eine Wand reden. Denn eine Antwort kommt ja doch nicht, oder?

Noch da. Wieder da.

Neben mir regt sich etwas. Offenbar hat auch Jesaja die Stimme gehört. Schwach und verschwommen nimmt er sie wahr, aber ganz nah. Über ihm. Neben ihm. „Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?“ Jemand ist da. Er spürt das Gewicht seiner Anwesenheit. Als würde sich eine Hand in die seine schieben und ihn halten. Als würde ihm jemand unter die Flügel greifen. – Und Jesaja krächzt: „Hier bin ich“. Seine Kehle ist ganz ausgetrocknet vom Staub. Seine Stimme heiser vom Rauch und vom Husten. „Hier bin ich. Sende mich!“

Jesaja lebt noch. Dieser Mensch unreiner Lippen aus einem Volk von unreinen Lippen. Von Gott berührt, hat er gebrannt und ist doch nicht vergangen. Aber er ist ein anderer geworden. Gesühnt und geheilt wurde er, und ist damit hinter die Phalanx aus Serafim gedrungen und auf die Seite Gottes gezogen. Bzw.: gezogen worden – denn es ist Gott, der Jesaja die Hand hinhält. Der fragt: „Wen soll ich senden? Wer will unser Bote sein?“ Zum ersten Mal hört Jesaja nun Gott selbst. Er fühlt sich angesprochen. Und auf einmal bekommt das ehemals unnahbare Heilige ein Gesicht. Und Jesaja steht auf und antwortet: „Hier bin ich. Sende mich.“ Und als Gott sich dann direkt an ihn wendet – mit seinem Auftrag –, knickt Jesaja nicht ein. Stattdessen wagt er es, Gott entgegenzutreten – als ernstzunehmendes Gegenüber. Er führt nicht einfach aus, in einer Anwandlung von Kadaver-gehorsam, sondern fragt, hakt nach. „Wie lange?“ – ein Widerwort, wenn auch ein vorsichtiges. Und Gott antwortet: „Bis die Städte wüst werden, ohne Einwohner, und die Häuser ohne Menschen und das Feld ganz wüst daliegt.“



Doch nun kommen die Fragen in Gang: Warum überlässt Gott das Volk, sein(?) Volk nicht einfach seinem Schicksal – verbrennen und untergehen? Wenn nur alles zerstört, blind, taub gemacht, in Schutt und Asche gelegt werden soll – wozu dann einen Boten senden? Wozu fragt Gott: Wen sollen wir senden? Wer will unser Bote sein? Wozu dieses seltsame Gespräch mit Jesaja?

Zur Vernichtung braucht es keinen Boten, keinen Jesaja, keinen Seher, keinen Propheten – keine Gottesbegegnung. Und dennoch gibt es sie. Und Gottes Majestät bekommt einen Riss. Seine Heiligkeit bleibt nicht ohne Beziehung zu den Menschen. Und inmitten der erschreckenden Gottesnähe ist da auf einmal eine Ahnung von einer anderen, zugewandten Seite Gottes.

Inmitten der Trümmer und all dem Staub liegt da auf einmal ein „heiliger Same“. Scheinbar leblos liegt er da. Fast hätte man ihn übersehen. So verschrumpelt und grau. So klein und unscheinbar. Und dennoch ein „heiliger Same“, ein Stumpf, ein Wurzelstock, der bleibt. Keine Vernichtung ohne Ende. Keine end-lose, end-gültige Vernichtung. In Wirklichkeit kein Ende, sondern ein Anfang.

Neustart in Ruinen

Ein Mann hat seinen Laden wieder aufgemacht. Inmitten von Ruinen. Ost-Aleppo. Das Viertel ein einziges Trümmerfeld. Der Laden selbst – ein kleiner Verschlag mit weiß getünchten Wänden – behauptet sich neben den Gebäudeskeletten und Treppen, die ins Nichts führen. Neben den hohlen Fassaden, die nur noch von verbogenen und verbeulten, rostig gewordenen Stahlträgern zusammengehalten werden. Zu verkaufen hat er: drei Schürzen. Rosa, hellblau und hellgrün. Karo-Muster. Gepunktete und karierte Quadrate wechseln sich ab mit Bildern von Bananen, Weintrauben, Äpfeln. Seit zwei Monaten sitzt der Händler da. Verkauft hat er eigentlich nichts. Und dennoch lächelt er in die Kamera – „in sha'allah“ wird das schon. Es wird wieder besser, besser als früher sogar.

Was soll man davon halten? Ist das hoffnungsloser Optimismus, der einfach nur lächerlich wirkt? Ein Projekt, das sowieso zum Scheitern verurteilt ist? Oder ist das so ein „heiliger Same“, der verschüttet war und nun ganz verstaubt wieder zum Vorschein kommt? Der nach langen Jahren ohne Wasser und Erde auf einmal beginnt auszutreiben – inmitten des Nichts? Und noch während mein Blick an den Schürzen hängt und staunt



über den Farblecks im Ruinengrau, erhebt sich nicht weit von mir ein weiterer Farbtupfer in den Himmel. Rot und blau gefiedert breitet er die Schwingen aus und fliegt hinein ins strahlende Blau. Von dort hört man ihn rufen: Hier bin ich! ... und nach einer Weile – der Vogel ist nur noch ein kleiner Punkt am Horizont – höre ich noch etwas anderes. Da dringen Stimmen zu mir. Ganz klar. Über mir, neben mir, vor mir. In mir drin. „Heilig“, rufen sie. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth. Alle Lande sind seiner Ehre voll.“ Die Serafim singen da. Die Engel loben seine Herrlichkeit, es beten ihn an die Mächte und fürchten ihn alle Gewalten. Und in mir drin beginnt es zu klingen: *Dich* preisen die Kräfte des Himmels mit einhelligem Jubel. Mit diesen Himmelskräften erhebe ich meine Stimme. Mit ihnen vereinen *wir* unsere Stimmen und bekennen ohne Ende:

(Es folgt direkt: das gesungene Sanctus, gefolgt von den Einsetzungsworten etc. = Abendmahl)



Preisträgerinnen und Preisträger des Ökumenischen Predigtpreises 2000-2017

2000: Lebenswerk: Hanns Dieter Hüsch; „Beste Predigt“: Provinzial Pater Heribert Arens

2001: Lebenswerk: Bischof Joachim Wanke; „Beste Predigt“: Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit; Sonderpreis: Bischöfin Margot Käßmann

2002: Lebenswerk: Prof. Dr. Walter Jens; „Beste Predigt“: Thomas Meurer; Sonderpreis „Beste Jugendpredigt“: Pfarrer Ralf Ruckert

2003: Lebenswerk: Schwester Isa Vermehren; „Beste Predigt“: Prof. Dr. Peter Lampe; Sonderpreis „Beste Morgenandachten“: Pastor Klaus Eulenberger und Pastorin Tina Willms

2004: Lebenswerk: Pfarrer Jörg Zink; „Beste Predigt“: Pfarrerin Margot Runge und Pater Ulrich Engel; Sonderpreis „Beste Predigt für Glaubenseinsteiger“: Theologiestudentinnen Susanne Platzhoff und Manja Pietzcker

2005: Lebenswerk: Pfarrer Kurt Marti; „Beste Predigt“: Pfarrerin Sylvia Bukowski und Pfarrer Wolfgang Achtnr; Sonderpreis „Beste Predigt zur sozialen Frage“: Diakon Joachim Reber und Msgr. Wolfgang Tripp

2006: Lebenswerk: Prof. Dr. Eberhard Jüngel; „Beste Predigt“: Frater Manuel Merten; Sonderpreis „Beste Predigt zur Taufe“: Pfarrer Hans Uwe Hüllweg

2007: Lebenswerk: Prof. Dr. Rolf Zerfuß; „Beste Predigt“: Pfarrer Fernando Enns; Sonderpreis „Beste Liedpredigt“: Pfarrerin Antje Rösener

2008: Lebenswerk: Prof. Dr. Paolo Ricca; „Beste Predigt“: Pastor Michael Putzke; Sonderpreis „Beste Predigt aus Caritas und Diakonie“: Dipl.-Theol. Vera Krause

2009: Lebenswerk: Landesbischof i. R. Horst Hirschler; „Beste Predigt“: Pastorin Kathrin Oxen; Sonderpreis „Beste Predigt im Fernsehen, Rundfunk und Internet“: Pfarrer i. R. Wolfgang Herrmann und Pfarrer Fritz Penserot

2010: Lebenswerk: Altbischof Reinhold Stecher; „Beste Predigt“: Pfarrerin Anja Siebert; Sonderpreis „Beste Predigt für nichtkirchliche Anlässe“: Dipl.-Theol. Emilia Handke und Dekanin Monika Lehmann-Etzelmüller



Preisträgerinnen und Preisträger des Ökumenischen Predigtpreises 2000-2017

2011: Lebenswerk: Erzbischof Alfons Nossol; „Beste Predigt“: Prof. Dr. Rüdiger Lux;
Sonderpreis „Beste Osterpredigt“: Pastorin Kristin Jahn und Pastorin Amélie Gräfin zu
Dohna

2012: Lebenswerk: Altbischof Prof. Dr. Walter Klaiber; „Beste Predigt“ und „Beste
Pfingstpredigt“: Prof. Dr. Reinhard Feiter

2013: Lebenswerk: Prof. Dr. Fulbert Steffensky; Pfarrerin Andrea Schmolke, Domprediger
Jörg Coburger; Sonderpreis „Predigt zur Jahreslosung“: Pfarrer Helmut Herberg

2014: Lebenswerk: Huub Oosterhuis; „Beste Predigt“: Pfarrer Andreas Brummer

2015: Lebenswerk: Prof. Dr. Reiner Preul; „Beste Predigt“: Pfarrerin Gerlinde Feine und
Pastor Martin Hoffmann

2016: Lebenswerk: Prof. Dr. Gerd Theißen und Prof. Dr. Gunda Schneider-Flume; „Beste
Predigt“: Pfarrerin Ulrike Scheller

2017: Lebenswerk: Bundestagspräsident a. D., Prof. Dr. Norbert Lammert; „Beste
Predigt“: Pfarrer Thomas Muggli-Stokholm; „Beste Traupredigt“: Pfarrvikarin Alexandra
Pook



Mitglieder der Jury 2017

Professor Dr. Reinhard Feiter
Seminar für Pastoraltheologie, Kath.-Theol. Fakultät Münster

Pfarrer Dr. Christan Hartl
Hauptgeschäftsführer Renovabis, Freising

Professor Dr. Eberhard Hauschildt
Schlosskirchenprediger, Abt. für Praktische Theologie, Evang.-Theol. Fakultät Bonn

Dipl. Theol. Vera Krause
Leiterin der Diözeanstelle für den pastoralen Zukunftsweg im Erzbistum Köln. (Buch-) Autorin, Kurs- und Vortragstätigkeit, Rundfunkansprachen. Gewinnerin des Predigtpreises 2008 für die „Beste Predigt aus Caritas und Diakonie“

Professor Dr. Andreas Krebs
Direktor Alt-Katholisches Seminar, Bonn

Pfarrerinnen Dorothee Löhr
Badische Pfarrerin Mannheim

Dipl. Theol. Karsten Matthis
Prädikant, Projektleiter, Wachtberg bei Bonn

Pfarrerinnen PD Dr. Angela Rinn
Pfarrerinnen des Westbezirks, Mainz
Privatdozentin für Praktische Theologie an der Theologischen Fakultät der Universität Heidelberg

Professor Dr. Reinhard Schmidt-Rost (Vorsitzender der Jury)
Evang. Theologische Fakultät der Universität Bonn

Pastorin Mira Ungewitter
Freikirchliche Gemeinde (Baptisten), Wien